Polem 1152 mb

Goetz

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Viktorine.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Viktorine,

oder

die Kraft des Glaubens.

Ein Seitenstück

zu

Dr. Bretschneider's Schrift:

„Clementine."

Von

Dr. Georg Joseph Götz,

Domkapitular und bischöflichem geistlichen Rathe in Würzburg.

Regensburg, 1842.

Verlag von G. Joseph Manz.

12. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Dem Verfasser dieses Schriftchens ist wohl bekannt, daß Viele es nicht passend finden wollen, religiöse Controversen in einer Form zu behandeln, wie in diesem Schriftchen geschieht, indem sie glauben, daß die heilige Sache der Religion entweiht werde, wenn ihre Vertheidigung auf das Gebiet der Romanenliteratur verpflanzt wird. An und für sich mag diese Meinung eine richtige seyn; sie wird aber bedeutend modifizirt werden müssen, wenn man etwas tiefer in die gegenwärtigen Zeitverhältnisse blickt. Katholiken und Protestanten leben in Teutschland überall vermischt untereinander; religiöse Gegenstände kommen auch in der gewöhnlichen Conversation unter beiden Theilen nicht selten zur Sprache. Da der Religionsunterricht, den der Katholik erhält, durchweg ein begründender (positiver) ist, der ihm nur die Lehren seiner Kirche ohne Rücksicht auf die Lehren anderer Confessionen vorführt, der Religionsunterricht des Protestanten aber mehr ein abweisender (negativer), in welchem

hauptsächlich die Lehren der katholischen Kirche in Betracht gezogen und die Gründe angeführt werden, aus welchen diese nicht anzunehmen seyen, ja da, z. B. in Bayern, eine Verordnung des k. protestantischen Oberkonsistoriums den Unterricht in den kirchlichen Unterscheidungslehren für die Elementarschule sogar eigens vorschreibt: so sieht in der Kenntniß der Letzteren der Katholik gegenüber dem Protestanten nicht selten sich im Nachtheile und außer Stand gesetzt, über seinen Glauben an die eine oder die andere Lehre seiner Kirche gründliche Rechenschaft zu geben. Es ist ferner gewiß, daß eine genaue Kenntniß des Gegensatzes des fremden Bekenntnisses nur dazu dienen kann, die Lehren des eigenen Bekenntnisses sich zum desto deutlicheren Bewußtseyn zu bringen und tiefer zu begründen, woraus hervorgehen dürfte, daß in unsern Tagen für Jeden, der auf einer etwas gebildeteren Stufe steht, eine solche Kenntniß eine Nothwendigkeit geworden ist. Endlich wissen wir, daß unter den Protestanten so viele Unkenntniß in Bezug auf die katholischen Glaubenslehren, und zugleich so viele Vorurtheile gegen unsere Kirche überhaupt herrschen, daß es als Pflicht erscheint, falsche und irrige Darstellungen abzuweisen und den Protestanten Gelegenheit zu geben, unsere Kirche und ihre Lehre näher kennen zu lernen. Wie soll aber Dieses und Jenes erreicht werden? Ein großer Theil hat entweder nicht die Bildung, oder nicht die Lust, um gelehrte Abhandlungen zu lesen, und selbst eine Darstellung, in welcher in populärer Weise

ausschließlich nur die katholischen und protestantischen Unterscheidungslehren auseinander gesetzt wären, dürfte Vielen aus jenen Kreisen, die der Verfasser bei Abfassung dieses Schriftchens zunächst im Auge haben mußte, nicht nur nicht zusagen, sondern ganz unbekannt bleiben. Solche Erwägungen bestimmten mich, über die Eingangs erwähnten Bedenken wegzusehen und wiederholt eine Form zu wählen, die überdieß durch die Stelle 1 Kor. 3, 2. gerechtfertigt seyn dürfte.

Ein Seitenstück zu Bretschneiders „Clementine" nenne ich vorliegendes Schriftchen hauptsächlich darum, weil es im Gegenhalte zur Bretschneider'schen Schrift ein vollkommen anschauliches Bild gewährt, daß das Wesen des Katholizismus in dem Maße begründend und aufbauend ist, in welchem der Protestantismus seinem Wesen nach verneint und niederreißt. Für Denjenigen, dem es eine heilige Wahrheit ist, daß Christus Gottes Sohn von Ewigkeit, Erlöser der Menschen durch seinen Kreuzestod und himmlischer Gesetzgeber durch seine Lehre sey, wird daher auch eine Wahl zwischen Beiden nicht schwer seyn. Manche Unterscheidungslehren, die ich schon in einer früheren, dem Bretschneider'schen „Freiherrn von Sandau" entgegengesetzten und mit Beifall aufgenommenen Schrift *) auseinandergesetzt

*) Unter dem Titel: „Der Freiherr von Wiesau, oder die gemischte Ehe." Ein Seitenstück zu Bretschneider's „Freiherr von Sandau." Mit einem Rückblicke auf die Schrift: „Die gemischten Ehen," von Chr. Fr. v. Ammon. 2te Aufl. Regensburg, 1839.

habe, habe ich in diesem Schriftchen entweder gar nicht, oder nur kurz berührt, weßwegen ich den Leser auf jene Schrift verweisen muß.

Uebrigens leitete mich auch bei Abfassung dieses Schriftchens, wie bei allen, die schon aus meiner Feder gekommen sind, durchaus keine andere Rücksicht, als der Eifer für die heilige Kirche, der ich anzugehören das Glück habe, und die Liebe zu der von ihr verkündeten christlichen Wahrheit. Ich suche keinen Beifall und würde mich hinlänglich belohnt fühlen, wenn es mir gelungen wäre, auch durch diese Schrift ein Scherflein zur Verbreitung der Wahrheit, zur Belebung und Befestigung des religiösen Glaubens, zur Aufklärung und Zerstreuung von Vorurtheilen und endlich zur Belehrung und Berichtigung irriger Ansichten beizutragen. Diese Absicht, die mir stets vorschwebte, sowie der ruhige und gemäßigte Ton, den ich durchaus einzuhalten bemüht gewesen bin, berechtigen mich auch zu der Erwartung, daß man der vorliegenden Schrift nicht den Charakter einer Streitschrift, sondern nur den eines Versuches zur Herbeiführung der Verständigung und des Friedens unter den getrennten Religionsparteien beilegen wird.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Die Reise auf dem Eilwagen.

„Nun Gott sey gedankt, daß wir einmal das fatale Bayern im Rücken haben!“ — Mit diesen Worten unterbrach ein Reisender auf dem Frankfurter Eilwagen, als dieser, Aschaffenburg im Rücken, eben die bayerisch-hessische Gränze passirte, das unter den Passagieren in Folge der Verdauung kurz vorher eingetretene Stillschweigen, dabei einem ihm gegenüber sitzenden etwas dicken Herrn eine Cigarren-Rauchwolke in's Gesicht blasend, die diesen auf mehrere Augenblicke für die übrigen Reisegefährten ganz unsichtbar machte. „Und was, mein Herr, haben Sie denn gegen das liebe Bayern?“ fragte der Condukteur, ein alter, biederer Bayer aus der Gegend von Regensburg, der seinen Platz im Cabriolet einem Passagier abgetreten und dafür die Stelle desselben im Wagen eingenommen hatte. „Ach, es ist auch ein gar zu bigottes Land!“ entgegnete der Reisende, der während der etwas frugalen Mittagstafel in Aschaffenburg kund hatte werden lassen, daß er ein Handelsmann aus Bremen sey. „Ist Ihnen denn vielleicht ein Leid widerfahren in Bayern?“ fragte der Condukteur weiter. „Das kann ich eben nicht sagen,“ antwortete der Bremenser, „im Gegentheile, sie sind gute Leute, die

Bayern, und man reiset da sehr bequem und außerordentlich wohlfeil, viel wohlfeiler, als in irgend einem andern Lande. Aber was mir nicht gefällt, das ist das Pfaffenthum, das da überall seinen Spuck treibt. Es mag jetzt gegen dreißig Jahre seyn, daß ich dieses Land bereisete; ich war damals noch ein junger Mensch in den Zwanzigern. Da hatte das Land ein viel anderes und freundlicheres Aussehen. Wo man hinkam, sah man niedergerissene Kapellen und verfallende Klöster und nirgends etwas von dem Pfaffenzeuge von Bildern und Kreuzen auf Feldern und Wegen. Der ganze Kram von Aberglauben war fort. Das ist aber jetzt wieder ganz anders geworden. In München, in der Hauptstadt — ich bitte Sie um Gottes willen! — begegnet mir ein Mönch öffentlich, mit einer braunen Kutte angethan und einem Strick um den Leib, und das fällt dort gar nicht auf! Auf dem Lande können Sie nicht eine Meile weit fahren, ohne daß Sie an einer Kapelle oder an einem Kreuze oder sonst an einem aufgerichteten Bilde vorüber müssen." „Und daran scheinen Sie Anstoß genommen zu haben?" nahm der dicke Herr das Wort, der sich von dem Husten, den ihm der Rauch der Cigarre verursacht hatte, eben zu erholen anfing. „Ja, gewiß!" fuhr der Bremenser fort; „denn sagen Sie mir einmal, wozu soll das Zeug denn nützen?" „Sagen Sie mir," fiel der dicke Herr wieder ein, „was es schadet?" „Ich will doch erst hören, mein Herr!" bemerkte der Bremenser, „was es nützt." „Darüber will ich Ihnen, geehrter Herr! meine Meinung ganz kurz mittheilen," sprach der dicke Herr. „Es kommt hier, wie bei den meisten Dingen in der Welt, auf den Zweck an, zu welchem etwas bestimmt ist, und auf den Gebrauch, den man davon macht. So kann z. B. ein Geistlicher eine vortreffliche Predigt halten; wenn sich aber von den Zuhörern nur einige daran kehren, andere dagegen sie nicht im Mindesten beachten, so ist die Predigt dennoch nur für die Ersteren

nützlich gewesen, den Letzteren aber hat sie, ihrer Vortrefflichkeit ungeachtet, gar nichts genützt. Ich glaube dieses Gleichniß ziemlich passend auf die in Bayern und in katholischen Ländern überhaupt mehrfältig an öffentlichen Orten aufgestellten Kreuze, Bilder und Kapellen anwenden zu können. Wenn ein Mensch — Sie sind doch ein Christ, mein Herr?" „Ganz gewiß," antwortete der Bremenser beinahe empfindlich, „ich bin ein evangelischer Christ aus Bremen." „Also gut," nahm der dicke Herr sein Gespräch wieder auf, „wenn, wie ich gesagt habe, ein Mensch an einem Kreuze und dem daran hängenden Bildnisse des sterbenden Erlösers vorübergeht, glauben Sie nicht, daß auch dieses todte Bildzeichen ein für jeden Christen verständlich sprechender Prediger ist? Erinnert ihn das Bild nicht an das Leiden und Sterben seines Herrn, woraus der Welt alles Heil zugeflossen ist? Und muß nicht eine solche Erinnerung, wenn auch nicht gerade bei Allen, doch wenigstens bei Einigen der Vorübergehenden frommes Nachdenken und heilsame Betrachtungen hervorrufen? Vorausgesetzt nun, daß Sie, als evangelischer Christ, mir zugeben, daß es nützlich ist, daß der Mensch zu allen Zeiten und an allen Orten an die Wahrheiten des Heiles erinnert werde, werden Sie mir auch zugeben müssen, daß ein solches Kreuzbild auf dem Wege sehr viel nützen könne." „Ja — aber wo sind Diejenigen, die sich durch den Anblick eines solchen Bildes an dergleichen heilige Wahrheiten erinnern lassen?" fragte der Handelsmann von Bremen. „Ich wenigstens," fuhr er weiter, „habe mich immer eher geärgert bei solchem Anblicke, als frommen Betrachtungen der Art, wie Sie meinen, mich überlassen." „Das war lediglich Ihre Schuld, mein Herr!" erwiderte der dicke Herr, „nicht die des Bildes. Das Bild stand da, und sollte und konnte Sie an Ihren Erlöser und seinen Kreuzestod erinnern. Wenn Sie aber diese Erinnerung zurückwiesen und sich lieber ärgerten, so müssen

Sie den verkehrten Gebrauch, den Sie machten und durch den das bildliche Wahrzeichen ganz unnütz für Sie wurde, auch nur allein sich selbst zum Vorwurfe machen.“ „Ich weiß doch nicht, mein Herr,“ versetzte der Bremenser, „nach meinem Dafürhalten ist das Christenthum etwas Inneres; solche Bilder aber, von denen wir reden, reißen den Menschen zu sehr aus sich selbst heraus, und ziehen ihn zu Aeußerlichkeiten hin.“ „Umgekehrt,“ fiel der Gegner des Handelsmannes ein, „sie führen den Menschen vielmehr in das Innere zurück, und es ist dieses der einzige Zweck, zu dem sie aufgestellt sind. Sie weisen ja den Vorübergehenden auf das Höhere und Göttliche hin, und ziehen eben dadurch sein Sinnen und Denken von dem Zeitlichen und Vergänglichen ab, und lassen ihn nachdenken über das Ewige, über seine Bestimmung, über den Zustand seiner Seele, wodurch offenbar seine Betrachtung von der Außenwelt ab- und seinem Inneren zugewendet wird.“

Der Handelsmann von Bremen schwieg hier einen Augenblick, mit dem Kopfe nickend; setzte aber sogleich das Gespräch wieder fort, indem er sagte: „Nun, Kreuzbilder oder sogenannte Crucifixe wollte ich mir noch gefallen lassen. Man hat auch bei uns Evangelischen angefangen, sie auf den Altartischen unserer Kirchen aufzustellen. Aber was sollen denn die Heiligenbilder, die man öfters auch sieht?“ „Sehen Sie, mein Herr!“ nahm der Vertheidiger der Bilder wieder das Wort, „diese stehen mit den aufgerichteten Kreuzen im engsten Zusammenhange. Das Nächste, was sich der Erinnerung eines frommen Christen beim Anblicke eines Kreuzes aufdringen muß, ist das Wort unsers Herrn: „„Verläugnet euch selbst, nehmet euer Kreuz auf euch und folget mir nach!““ Komme ich nun, dieser Betrachtung hingegeben, an dem Bilde eines Heiligen vorüber, so denke ich mir: Dieses Bild stellt mir einen solchen christlichen Mitbruder oder eine solche christliche Mitschwester dar, welche jenes Wort des Herrn: „„Nehmet euer

Kreuz auf euch u. s. w.““ zu Herzen genommen und getreulich ausgeführt haben. Sie waren Menschen und, gleich mir, in der Schwachheit des Fleisches geboren; gleichwohl war es ihnen möglich, in der Nachfolge des göttlichen Heilandes leuchtende Muster der Tugend und der christlichen Vollkommenheit zu seyn. Das, was ihnen möglich war, kann es für mich nicht weniger seyn, und darum gedenkt der gute Christ bei dem Anblicke ihrer Bilder stets der Worte des Apostels: „„Brüder, seyd meine Nachfolger, und nehmt euch auch Jene zum Muster, die so wandeln, wie wir unter euch das Beispiel gegeben haben!““ *) — und es muß ihm seyn, als rufe durch das Bild der in demselben vorgestellte Heilige ihm zu: „„Folge mir nach, wie ich Christo!““ **) Ganz dasselbe Bewandtniß hat es mit den Kapellen. Sie sind nichts Anderes, als aufgestellte Bilder, die durch ein Obdach gesichert sind. Meistentheils sind sie an Bergen neben einer hervorsprudelnden Quelle erbaut. Wenn der Wanderer in der drückenden Sommerhitze bei letzterer Erfrischung und Labung sucht, so gewährt die Kapelle ihm kühlenden Schatten, und ladet ihn zugleich durch ihre innere Ausstattung zum kurzen Gebete ein. Bei Stürmen und Gewittern bieten sie dem Landmanne, der auf dem Felde arbeitet, ein schützendes Obdach dar, und das Bild seines Heilandes, das er hier vor sich sieht, ermahnt ihn, auch im Gewittersturme zu vertrauen Dem, der über Wind und Wetter gebietet. Uebrigens“ — fuhr der Sprechende nach einer kurzen Pause, während welcher er eine Antwort seines Reisegefährten abwarten wollte, die aber nicht erfolgte, weiter — „ist es neben diesem nächsten Zwecke, den die Katholiken bei Aufstellung der Bilder im Auge haben, noch ein entfernterer Gesichtspunkt, aus welchem

*) Philipp. 3, 17.
**) 1. Kor. 11, 1.

sie dieselbe betrachten. Wir schließen aus den äußern Erscheinungen, die sich uns beim Anblicke einer Gegend, einer Stadt, eines Dorfes zumeist aufdringen, auf die Geschäfte, welche der größte Theil der Bewohner treibt. In einer Stadt, wo wir viele Handelsgüter durch die Straßen fahren, auf Wägen oder Schiffe verladen sehen, urtheilen wir sogleich, daß es eine Handelsstadt sey. Stellt eine Stadt das Bild einer auffallenden Leerheit von Bewohnern dar, und es strömen plötzlich um die Mittags- oder Abendstunde aus den Thoren großer Gebäude Massen von Menschen hervor, deren Anzug Ihnen sogleich verräth, daß sie Arbeiter seyen, so werden Sie daraus, wenn es Ihnen sonst nicht bekannt wäre, ganz richtig schließen, daß Sie sich in einer Fabrikstadt befinden. Hören Sie an einem andern Orte zu jeder Stunde den Trommelschlag und das Schmettern der Trompeten, stoßen Sie häufig auf Wachtposten und begegnen Ihnen in jeder Straße militärische Uniformen, sehen Sie die öffentlichen Plätze mit jungen Kriegern besetzt, die in den Waffendienst eingeübt werden, so bleibt Ihnen kein Zweifel, daß Sie Ihren Aufenthalt in einer Festungs- oder sonst in einer starken Garnisonsstadt genommen haben. Reisen Sie durch eine Gegend, in der sich Ihrem Blicke weithin nur grünende Rebhügel darstellen, so wissen Sie, daß hier Weinbau getrieben wird, und daß Winzer oder Höcker da wohnen. Da, wo Ihr Auge über wogende Saaten und üppige Wiesen hinschaut, sagen Sie unbedenklich, daß hier Ackerbau getrieben und die Gegend von Bauern bewohnt wird. So hat jeder Ort und jede Gegend eine eigenthümliche Physiognomie, die von dem Berufe zeugt, dem die größere Zahl der Bewohner ergeben ist. Des Menschen erster und vorzüglichster Beruf ist aber, Christ — im engsten und wahrsten Sinne dieses Wortes — zu seyn. Da nun, wo in einer Gegend Kreuze, Bilder christlicher Heiligen und Kapellen aufgerichtet sind, erhält die Gegend eine christliche

Physiognomie, die dem fremden Reisenden verkündet, daß hier Menschen wohnen, die nicht bloß den Beruf anerkennen, Handelsleute, Winzer oder Bauern, sondern auch den vorzüglicheren, Christen zu seyn." „Sind sie das aber auch immer, was sie damit anerkennen, wie Sie sagen, sind sie alle wahre und vollkommene Christen?" fragte der Reisende aus Bremen, den Sprechenden plötzlich unterbrechend. „In's Einzelne, mein Herr!" fuhr dieser fort, „können wir nicht eingehen. Uns muß genügen, daß dadurch angezeigt wird, daß die Uebung des Christenthums an einem solchen Orte mit dem öffentlichen Leben innigst verbunden ist, und daß eine ganze christliche Gemeinde es offen ausspricht, daß sie sich dessen bewußt ist, was sie seyn soll; wie der Einzelne diesem Bewußtseyn entspreche, das gehört vor das Forum des göttlichen Richters. Zugestehen werden Sie mir daher müssen, daß etwas Erhabenes darin liegt, daß eine ganze Landschaft durch die christliche Physiognomie, die sie erhalten hat, gleichsam die laute Zeugin des religiösen Bekenntnisses ihrer Bewohner wird, daß sie dem Vorübergehenden verkündet, daß über diesen Boden die Segnungen des Christenthums verbreitet seyen, welchen er seine Cultur verdankt, und daß da neben dem göttlichen Segen, den die Erde spendet, auch der Quell der himmlischen Gnaden fließt. Ich wenigstens, mein Herr, muß aufrichtig gestehen, daß mir eine schöne Gegend mit solchen religiösen Erinnerungszeichen immer doppelt reizend erscheint, weil mir der dunkle Schatten des Waldes, der grünende Rebhügel, das fruchtbare Saatfeld, die freundliche Wiese und das muntere Rauschen der Bächlein eine gewisse höhere Feier anzunehmen und nur da zu seyn scheinen, um mit den Menschen in das Lob des Herrn einzustimmen. Freilich — ich weiß das wohl — verstehen diese Bildersprache die Protestanten nur wenig; dem Katholiken aber ist sie gar wohl verständlich, und darum fühlt er sich recht heimisch nur im katholischen Lande. Wie fremd

er auch da sey, wie wenig bekannt mit den Menschen und ihren Sitten, ja, wenn er selbst der Landessprache nicht mächtig ist, die Sprache der Bilder versteht er; er sieht in ihnen alte Bekannte, die er auch gerade so in seiner Heimat gesehen; sie regen in ihm dieselben Gefühle auf, wie dort, und sie sagen ihm, daß er in einem Lande sich befinde, wo den Bewohnern Alles heilig ist, was ihm heilig ist, wo man dieselben Gebete, wenn auch in einer andern Sprache, betet, die er betet, wo man gleichen Glauben mit ihm hat, und wo die Menschen derselben großen religiösen Familie angehören, von welcher auch er ein Mitglied ist. Doppelt fremd fühlt er sich dagegen im fremden protestantischen Lande; nicht die Menschen allein, auch die Landschaft ist ihm befremdet. Keinem Bilde kann er sich vertraulich nähern und die Erinnerung an die Gegend seiner Heimath, wo ein ähnliches gestanden, zurückrufen; kein äußeres religiöses Zeichen mahnt ihn an die frommen Lehren des Christenthums, die er in den Tagen der Jugend empfangen, und von den kahlen Wänden in den Zimmern wie in den Tempeln der Protestanten kehrt seine Betrachtung, von keinem Sinnbilde nach Oben gezogen, sich wieder dem gewöhnlichen Treiben des Alltagslebens zu." — „Es wäre überflüssig, Sie zu fragen, ob Sie Katholik sind" — ließ sich jetzt der Bremenser Handelsmann vernehmen — „Sie sind wahrscheinlich sogar Geistlicher dieser Confession?" „Allerdings, das Eine wie das Andere," erwiderte der Vertheidiger der Bildnisse. „Und darf ich fragen," — fuhr der Erstere weiter — „welchen Charakter Sie führen?" „Ich bin Canonikus zu N. in Bayern," war die Antwort des Andern. „Aus Bayern also! — Ich muß gestehen, die Bilder haben einen warmen Vertheidiger an Ihnen. Mit Manchem, was Sie da vorgebracht haben, mag es auch seine Richtigkeit haben; aber im Ganzen, Herr Canonikus! kann ich doch nicht mit Ihnen einverstanden seyn. Mir erscheinen diese Bilder einmal

der göttlichen Vorschrift zuwider und als etwas allzu Sinnliches, da die Religion doch lediglich etwas Geistiges ist."

Canonikus. Der göttlichen Vorschrift, mein Herr! sind die Bilder gewiß nicht zuwider. Es ist nicht nöthig, daß ich, um dieses zu zeigen, einen weitläufigen theologischen Beweis führe; es dürfte schon genügen, mich auf Ihre eigenen Worte zu berufen. Sie selbst haben vorher bemerkt, daß Sie es nicht unangemessen finden, daß man auch in den Kirchen Ihrer Confession angefangen habe, Bilder, den gekreuzigten Heiland vorstellend, auf den Altartischen aufzustellen. Gewiß fällt es weder Ihnen noch sonst Jemanden von Ihren Confessions-Verwandten ein, in diesem Gebrauche eine Uebertretung der göttlichen Vorschrift: „Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, um es anzubeten!" — zu sehen; denn für's Erste stellen wir die Bilder nicht auf, um sie anzubeten, und dann weiß Jeder, daß ein solches Gebot wohl für die Juden, die rings von Bilder-Anbetern umgeben und daher sehr geneigt waren, das Vorstellende für das Vorgestellte zu nehmen, nothwendig war, es aber nicht mehr für die Christen ist, unter denen auch dem Ununterrichtetsten nicht unbekannt ist, daß seine Verehrung nicht auf das Bild, sondern auf Das, was durch das Bild vorgestellt oder angedeutet wird, sich beziehe. Außerdem hatte jenes Verbot noch eine andere Ursache. Die Juden, die, in Aegypten unter dem schwersten Drucke lebend und in Unwissenheit aufwachsend, täglich sahen, wie die Aegypter in Thieren und Bildern, von Menschenhand verfertigt, sichtbare Gottheiten verehrten, hatten die Idee von der Geistigkeit Gottes allmählig ganz verloren, und auch ihre Vorstellungen von Gott wurden sehr materiell. Durch das Verbot des Bildergebrauches mußten diese falschen Vorstellungen beseitigt, und sollte jene Idee in dem Einzelnen wie in der Gesammtheit wieder lebendig und fortwährend erhalten werden. So erheischten es Zeit und Umstände dringend bei den Juden;

daß dieses bei den Christen nicht mehr der Fall sey, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Sie finden aber auch, mein Herr! daß das Aufstellen von Bildern etwas allzu Sinnliches sey, und halten die Religion für etwas rein Geistiges. Die Religion der Engel ist allerdings etwas rein Geistiges, weil die Engel Geister sind; aber eine Religion für Menschen, in welchen Geist und Sinne in der innigsten Wechselwirkung zu einander stehen, muß auch dieser Beschaffenheit der menschlichen Natur angemessen seyn. Darüber, mein Herr! kann gar kein Streit obwalten; denn wie der Geist durch die Sinne thätig ist, so wirken auch die Sinne vermittelnd und erregend auf den Geist ein. Eine rein geistige Religion ohne alle Aeußerlichkeit des Cultus für Sinnenwesen, wie die Menschen sind, ist daher geradezu eine Unmöglichkeit. Warum Sie daher den Gebrauch der Bilder in der katholischen Kirche allzu sinnlich finden wollen, darüber müßte ich mir eine nähere Erklärung ausbitten.

Handelsmann. Ich bleibe nicht nur bei meiner Behauptung, sondern ich sage auch noch weiter, daß der ganze Cultus der Katholiken allzu sinnlich sey. Ich läugne gar nicht, daß der katholische Gottesdienst etwas Imposantes habe; aber bei tieferem Nachdenken zeigt sich gar bald, daß die anscheinende Hoheit der Ceremonien, die herrliche Musik, die schönen Gemälde und Skulpturen nur die Sinne fesseln, und es dem Geiste platterdings unmöglich machen, sich in die höheren Regionen zu Gott aufzuschwingen.

Canonikus. Das, was Sie der katholischen Kirche zum Vorwurfe machen, gereicht ihr nach meiner Ansicht geradezu zur Ehre. Die katholische Religion durchdringt nämlich das ganze Leben des Menschen und alle seine Verhältnisse, und nimmt deßwegen auch alle seine Kräfte zur Verherrlichung Gottes in Anspruch. Wenn, wie ich Ihnen schon bemerkt habe, der Landmann durch Aufstellung eines Bildes auf freiem

Felde die Natur ringsumher gleichsam zum Lobe Gottes einweihet, so thut die Kirche Dasselbe, nur in erhöheter Weise, wenn sie die Kunst, das Nachbild der Natur, bei ihrem Gottesdienste zum Preise des Herrn mitwirken läßt. Und wo erscheinen die Künste schöner, edler, erhabener, als im Dienste der Religion? Weit entfernt, daß sie den Aufschwung der Seele zu Gott lähmen und nur die Sinne gefangen halten, sind sie es vielmehr, welche durch die Sinne auf die Seele einwirken, sie in ihren Tiefen aufregen, und all ihr Sehnen und Verlangen nach Oben richten. Wie, mein Herr! sollten Sie noch nicht erfahren haben, wie die feierlichen Töne einer religiösen Musik die Seele ergreifen, sie allmählig losreißen von allen irdischen Banden, bis sie zuletzt, von sanften Akkorden getragen, sich aufschwingt zu ihrem Schöpfer? Oder glauben Sie, daß ein religiöses Gemüth eine Madonna, besonders im Hause des Gebetes, betrachten kann, ohne mit dem Blicke der Andacht, der sie verklärt, auch sein Auge empor zu heben in die Regionen des Lichtes? Oder werden Sie vor einem Ecce Homo stehen und den zum Himmel gerichteten Schmerzensblick des Heilandes sehen können, ohne den eigenen Blick voll Zerknirschung in Ihr Inneres zu wenden? Was dann insbesondere den Gebrauch der Bilder betrifft, so nennen Sie, mein Herr! sinnlich, was das Lebendige im Katholizismus ist und ihm gerade einen bedeutenden Vorzug vor dem Protestantismus geben muß. In den Bildern werden den Gläubigen solche Glieder der Kirche vorgestellt, die den Kampf des Lebens nach der Vorschrift des Evangeliums siegreich bestanden und glorreich geendet haben. Durch diese Vorstellung steigen sie gleichsam aus der Vergangenheit in die Gegenwart herab, und halten das Band der Gemeinschaft noch immer fest. Der Christ selbst, der sich in ihr heiliges Leben hineindenkt, lebt mit ihnen in der Vergangenheit, und indem er den Geistesblick auf jene Zeit hinrichtet, wo er mit

ihnen in jener Welt vereinigt und gemeinsam den Herrn loben wird, lebt er mit ihnen auch in der Zukunft, und dadurch erhält das religiöse Glaubensleben des Katholiken eine unendliche Ausdehnung. Die Hauptsache aber besteht darin: Der Protestant hat nur den todten Buchstaben des Evangeliums und das verhallende Wort: dieses zieht flüchtig an seinem Ohre vorüber, und aus jenem findet er oft nur mühsam den Geist heraus, den er — selbst hineinlegt. Ganz anders verhält es sich bei dem Katholiken. Für ihn ist der Buchstabe des Evangeliums zur sprechenden That geworden in dem Leben der Heiligen. Jede christliche Lehre steht, lebendig geworden, in der Handlung eines Heiligen vor ihm, und so ist der Buchstabe des Evangeliums für ihn nicht mehr ein todter, sondern wahrhaft Geist und Leben. Und ist es möglich, mein Herr! daß Ihnen dieses Lebendige als etwas Sinnliches erscheinen kann?

Handelsmann. Ich habe darauf nur zu bemerken, daß ich die Verehrung der Heiligen nicht schriftgemäß finden, daher sie auch nicht billigen kann.

Canonikus. Hierauf entgegne ich Ihnen, daß, wenn Sie die in der katholischen Kirche als löblich und heilsam angenommene Verehrung der Heiligen nicht schriftgemäß finden, Sie dieselbe doch auch nicht für schriftwidrig halten können. Ich weiß wohl, es gibt in Ihrer Confession Gottesgelehrte und Schriftsteller, die, obschon sie es besser wissen oder doch besser wissen könnten, den Katholiken gleichwohl zum Vorwurfe machen, daß sie die Heiligen anbeten, was denn auch viele Protestanten unter dem gemeinen Volke auf das Wort ihrer Führer und Lehrer hin glauben. Allein die Sache ist nicht so. Auch die Katholiken kennen ja die Gebote Gottes, und besonders jenes erste Gebot: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, nur allein anbeten!“ alle ihre Katechismen lehren es so, und Jeder weiß, daß er Gott nur allein anbeten

darf. Die Katholiken verehren aber die Heiligen. Und was heißt das? — Es heißt: Das Andenken der Heiligen ist den Katholiken heilig und ehrwürdig; sie erbauen sich an den Beispielen der Tugend und Frömmigkeit, die sie gegeben, und sprechen überhaupt mit aller Ehrerbietung von ihnen. Können Sie dieses anstößig finden? Ist nicht das Andenken an einen Wohlthäter des Menschengeschlechtes den Menschen aller Zeiten ehrwürdig? Ein guter Fürst z. B., der ein Freund und Beglücker seines Volkes war, lebt er nicht durch Jahrhunderte hin gefeiert in der Erinnerung der Nachkommen fort? Warum sollen Diejenigen, die in die Fußstapfen des Herrn eingetreten, den Gläubigen Muster der christlichen Tugend, Vorbilder der eifrigen Nachfolge ihres Heilandes geworden sind, nicht derselben Ehre würdig seyn? Oder nehmen Sie daran Anstoß, daß man Bilder von den Heiligen aufstellt? Ich begreife wahrlich nicht, wie man dieses, zumal in unsern Tagen, anstößig finden kann, in denen allenthalben verdienten Männern Statuen errichtet werden. Haben nicht die Protestanten selbst ihren Reformator Luther zu ehren geglaubt, indem sie ihm in Wittenberg eine Statue errichteten? Aber — werden Sie mir vielleicht einwenden — die Katholiken begegnen einem solchen Bilde mit Achtung. Allerdings, antworte ich Ihnen; aber gewiß nicht dem Bilde, als solchem, sondern um Dessen willen, der durch das Bild vorgestellt wird. Auch Sie würden als evangelischer Christ gewiß nicht gelassen zusehen, wenn Jemand das Standbild Luther's in Wittenberg mit Koth bewürfe. Würden Sie aber in Eifer gerathen wegen des Bildes, als solchen? Offenbar nicht, sondern nur darum, weil Sie in der Beschimpfung des Bildes eine Beschimpfung Dessen, den es vorstellt, sehen würden. Ganz dasselbe Verhältniß findet nun auch bei der Achtung Statt, welche die Katholiken für die Bilder der Heiligen haben. Freilich — und ich darf das nicht übergehen — ist bei den

Katholiken mit der Verehrung auch noch eine Anrufung der Heiligen verbunden. Und diese ist — obschon viele Protestanten an derselben den meisten Anstoß nehmen — doch gewiß schriftgemäß, wie Sie sich auszudrücken belieben.

Handelsmann. Diesen Beweis zu hören, wäre ich wirklich begierig.

Canonikus. Er ist ganz leicht zu führen. Nach der biblischen Lehre ist die Kirche ein Leib, dessen Haupt Christus und dessen Glieder die Gläubigen sind. Nun wird es Niemanden einfallen, behaupten zu wollen, daß bloß die auf der Erde lebenden Christen solche Glieder am Leibe der Kirche sind, sondern Jedermann wird gerne zugeben, daß Diejenigen, welche den Kampf hienieden schon glorreich vollendet haben, fortwährend Glieder des Einen und unzertheilbaren Leibes der Kirche bleiben, da sie ja außerdem durch den Tod von dem Haupte Christus losgerissen würden, was unmöglich seyn kann. Weil nun die Heiligen im Himmel und die Gläubigen auf Erde Glieder sind Eines Leibes, so besteht unter ihnen auch eine Gemeinschaft, welche im apostolischen Glaubensbekenntnisse, das auch die Protestanten annehmen, eine Gemeinschaft der Heiligen heißt, weil die Christen ursprünglich auch Heilige genannt wurden, durch die Taufe wirklich geheiligt sind, und alle heilig werden sollen. Diese Gemeinschaft besteht unter Anderm auch in der Pflicht der gegenseitigen Fürbitte. Daß die auf Erde lebenden Christen die ausdrückliche Verpflichtung haben, für einander zu beten, wird Ihnen, als bibelkundigem Protestanten, nicht unbekannt seyn.

Handelsmann. Durchaus nicht. Paulus schreibt an Timotheus: Ich ermahne, daß vor allen Dingen Bitten, Gebete, Fürbitten, Danksagungen geschehen für alle Menschen. Denn dieß ist gut und wohlgefällig vor Gott, unserm Heiland.*)

---

*) 1. Tim. 2, 1. 3.

Canonikus. Ganz richtig. Auch fordert der heilige Paulus in seinem Briefe an die Hebräer die Christen auf, für ihn zu beten, *) wie er dieses auch in seinem Briefe an die Christen von Thessalonich thut. **) Auch der Apostel Jakobus sagt in seinem Briefe: „Betet für einander, damit ihr selig werdet; denn viel vermag das beharrliche Gebet des Gerechten.“ ***) Und er führt sogleich zum Beweise dessen das Beispiel des Elias aus dem alten Testamente an, so wie er auch das Beispiel des Moses, der sich so oft zum Fürbitter für sein Volk aufwarf, hätte anführen können.

Handelsmann. Ach, ich weiß das wohl. Der Herr hat ja selbst, da er als Mensch am Kreuze litt, für seine Feinde gebetet.

Canonikus. Sehr gut. Sie nehmen also an, daß es eine heilige Pflicht der Christen ist, für alle Menschen und insbesondere für ihre Mitchristen zu beten?

Handelsmann. Unbezweifelt nehme ich dieses an.

Canonikus. Und werden denn dann diese allen Christen gemeinsame Pflicht die Heiligen, eben darum, weil sie Heilige sind, nicht doppelt eifrig erfüllen, und werden sie sie nicht insbesondere erfüllen gegen ihre noch im Fleische streitenden Mitchristen auf Erde, mit denen sie Glieder eines und desselben Leibes sind, mit denen sie ferner durch das unzertrennliche Band der Liebe, das auch über das Grab hinausreicht, †) verbunden sind?

Handelsmann. Ganz gewiß werden sie das thun; aber sie werden es freiwillig thun, und es ist nicht nöthig, daß ich sie deßhalb anrufe.

---

*) Hebr. 13, 18.
**) 1. Theff. 1, 2.
***) Jak. 5, 16—18.
†) 1. Cor. 13, 8.

Canonikus. Darauf entgegne ich Ihnen nur, daß nach der ausdrücklichen Lehre Jesu Gott ein Vater der Menschen ist und mit väterlicher Liebe für sie sorgt. Halten Sie es für überflüssig, zu Gott zu beten, weil er schon freiwillig für uns sorgt?

Handelsmann. Das ist ganz etwas Anderes. Gott ist allerdings ein liebevoller Vater, der uns mit väterlicher Liebe unendlich viel, ja alles Gute erzeigt; aber er will doch auch von uns darum gebeten seyn, wie uns der Herr durch Wort und Beispiel deutlich gelehrt hat.

Canonikus. Eben das ist es, was die Katholiken anerkennen. Wenn sie die Heiligen anrufen, so beten sie ja zu Gott, und verlangen von den Heiligen nur, daß sie als Gerechte, deren Gebet bei Gott viel vermag, das schwache Gebet ihrer von mancher Schuld niedergebeugten noch auf Erde lebenden Brüder verstärken und es zur Erlangung Dessen, um was gebeten wird, gleichsam kräftiger machen.

Handelsmann. Nichts, nichts, mein Herr! das sind jesuitische Schliche. Sie beten nicht zu Gott, wenn Sie die Heiligen anrufen, sondern Sie erwarten Hilfe von den Heiligen selbst. Wie oft habe ich unter den Katholiken schon Ausrufe gehört, wie: Heilige Mutter Gottes — steh' mir bei! Heiliger Antonius, hilf! — Heißt das zu Gott beten? Heißt das Hilfe von ihm erwarten?

Canonikus. Es ist zwar nicht so, wie Sie meinen, mein Herr! und jeder Katholik weiß, daß nur Gott allein allmächtig ist, und daher die Hilfe auch nur von ihm allein ausgehen kann; aber ich will Ihnen nichtsdestoweniger nicht widersprechen, ich will Ihnen sogar vollkommen zugestehen, daß es Tausende von Katholiken gibt, welche die Heiligen um Hilfe, um Rettung anflehen. Ich behaupte aber auch zugleich, daß sie dadurch durchaus nichts thun, was mit der christlichen Lehre nicht vollkommen übereinstimmend wäre, oder

was Dem, was ich vorher gesagt habe und worin Sie jesuitische Schliche zu sehen belieben, widerspräche. Wenn ein Katholik einen Heiligen um Hilfe oder um Beistand anruft, so kann natürlich nur diejenige Hilfe und derjenige Beistand gemeint seyn, welche der oder die Heilige gewähren kann, nämlich die Hilfe und den Beistand — des Gebetes. Setzen Sie den Fall: Jemand habe einen Freund, welcher der Liebling seines Fürsten ist. Der Freund kommt nun zu Jenem und spricht: Verhilf mir doch zu dem und dem erledigten Amte. Er weiß gewiß, daß die Verleihung dieses Amtes nur von dem Fürsten unmittelbar ausgehen kann, gleichwohl bittet er seinen Freund, ihm dazu zu verhelfen, dieses aber nicht, als ob er voraussetzte, daß der Freund es ihm verleihen könnte, sondern er will mit seinen Worten nicht mehr und nicht weniger sagen, als daß der Liebling des Fürsten durch seine Vermittlung bei diesem es ihm verschaffen soll. Der Fürst ist und bleibt der Verleiher; der Freund aber ist durch seine Fürsprache der Vermittler. Ganz dasselbe Verhältniß findet nun auch bei der Anrufung der Heiligen Statt.

Handelsmann. Wozu bedarf es aber eines Heiligen als Mittlers, da es nur Einen Mittler gibt zwischen Gott und den Menschen, und der ist Christus, wie der Apostel sagt?

Canonikus. Das Mittleramt Jesu ist ein ganz anderes, als die Vermittlung der Heiligen. Jesus ist unser Mittler dadurch, daß er unsere Versöhnung mit der göttlichen Gerechtigkeit durch die Verdienste seines Kreuzestodes bewirkt und durch ihn diejenigen Gnaden uns zufließen, welche uns zum Heile nothwendig sind. Die Vermittlung der Heiligen aber besteht in der Vereinigung ihres Gebetes mit dem unsrigen zur Erlangung gewisser Gaben und Gnaden, die uns leiblich oder geistlich ersprießlich sind. Und daß diese Vermittlung dem Mittleramte Jesu keinen Abbruch thue, daß wir diese Vermittlung in Anspruch nehmen dürfen, geht daraus

hervor, daß wir ja nicht selten auch unsere auf Erde lebenden Mitmenschen um ihr Gebet angehen, und daß, wie Sie selbst früher bemerkt haben, der Apostel dasselbe gethan hat. Hätte der heilige Paulus die Sache nicht eben so verstanden, als wie ich Ihnen gerade erklärt habe, so hätte er nicht an die Römer schreiben können: „Deßwegen bitte ich euch, liebe Brüder, durch unsern Herrn Jesum Christum, und durch die Liebe des heiligen Geistes, daß ihr mir durch euer Gebet für mich zu Gott **helfet**, daß ich von den Ungläubigen im Judenlande errettet werde.“ *)

Handelsmann. Ich muß Ihnen zwar gestehen, daß ich bisher von dieser Sache allerdings eine andere Vorstellung hatte; aber ich bekenne Ihnen auch offen, daß ich sogar jetzt noch glaube, daß Ihre mir gegebenen Erklärungen vielfach nur Ihre individuellen Ansichten, nicht aber der Glaube Ihrer Kirche sind.

Canonikus. Ich wundere mich darüber gar nicht; denn das ist ein Erbfehler von den Herren Protestanten, daß Ihr durchaus wollt, daß die Katholiken glauben sollen, was Ihr Euch einbildet, oder vielmehr, was Euch von Jugend auf von Solchen, die den Katholizismus gar nicht kennen, beigebracht worden ist, daß es katholischer Glaube sey. Zur Niederschlagung Ihrer Zweifel aber, als ob ich in Beziehung auf die Verehrung und Anrufung der Heiligen Ihnen nur meine subjektiven Ansichten mitgetheilt habe, und daß der kirchliche Glaube ein ganz anderer sey, will ich Ihnen bemerken, daß ich sogar noch ein wärmerer Vertheidiger der Heiligen-Verehrung bin, als die katholische Kirche selbst. Diese lehrt nämlich nirgends, daß es nothwendig sey, die Heiligen zu verehren und anzurufen, sondern sie lehrt nur, „daß es gut

---

*) Röm. 15, 30.

und nützlich sey." *) Auch finden Sie nicht ein einziges von der Kirche verfaßtes Gebet, welches unmittelbar an die Heiligen gerichtet wäre, obschon die Kirche solche Gebete, in welchen die Heiligen um ihre Fürbitte angerufen werden, billigt, sondern alle Kirchengebete wenden sich unmittelbar an Gott, und wo der Heiligen Erwähnung geschieht, geschieht es, wie bei Isaias **) und bei Daniel, ***) daß der Herr angefleht wird, wegen seiner Diener, die sich der Gerechtigkeit beflissen haben, seinem Volke gnädig und barmherzig zu seyn. Und sagt nicht die heilige Schrift selbst, daß die Heiligen im Himmel mit Christus herrschen? †) In wie beschränktem Sinne Sie dieses auch nehmen wollen, so geht daraus doch so viel hervor, daß ihre Fürbitte eine sehr kräftige seyn muß. Eben deßwegen muß aber auch nützlich und heilsam seyn, sich dieser Fürbitte zu bedienen.

Ich kann Ihnen aber auch noch andere Ursachen angeben, warum ich ein so warmer Vertheidiger der Heiligenverehrung bin. Diese religiöse Uebung läßt den Katholiken auch in dem niedrigsten christlichen Knechte einen Menschen erkennen, der vielleicht dereinst die Krone der Heiligen tragen und verklärt am Throne des Herrn stehen wird. Dadurch erhält die allgemeine Menschenwürde einen höheren Adel. Der Herrschende sieht in dem Dienenden, der Reiche in dem Armen Seinesgleichen. Der Niedere und Güterlose erträgt sein Schicksal weit ergebener im Hinblicke auf den Lohn, der des Knechtes jenseits harrt, wenn er seinen Beruf, wie gering er auch hienieden gewesen seyn mag, treu erfüllt hat. Der Leidende und Unglückliche wird aufgerichtet durch den Hinblick auf die

*) Conc. Trid. sess. XXV.

**) Is. 63, 17.

***) Dan. 3, 35.

†) Joh. 12, 26. 17, 24. 2. Cor. 5, 8. Phil. 1, 23.

Leidenswege, welche bei weitem die meisten Heiligen gewandelt, ehe sie zum Triumphe gelangt; ihr Beispiel erhebt seine Hoffnung und gibt ihm Starkmuth und Ausdauer. Die Verehrung Derer, die gemeinschaftlicher Abstammung mit ihm und also seine Brüder und Schwestern sind, bringt dem Christen den Himmel gleichsam näher und zeigt ihn ihm erst wahrhaft als sein Heimatland. Der Cultus der katholischen Kirche wird dadurch ein praktischer, der zu allen Verhältnissen des Lebens in enger Beziehung steht und eben deßwegen auch das religiöse Bedürfniß des Christen vollkommen befriedigt. Gerade diese praktische Seite aber ist es, die dem Protestantismus gänzlich mangelt. Sie sehen daher aber auch, wie im Protestantismus eine Sekte nach der andern entsteht. Die pietistischen Bestrebungen und das Conventikelwesen bis herab auf die übelberufenen Mucker sind nur laute Zeugnisse, daß der Protestantismus seinen Anhängern nicht genüge, und daß man in Sekten und Conventikeln sucht, was man bei dem Gewöhnlichen und Allgemeinen nicht finden kann. Und wie vielfach zeigt sich in Folge jenes Mangels eine gänzliche Gleichgiltigkeit gegen alles Religiöse! Einzig nur materiellen Bestrebungen hingegeben, die überdieß von den Zeitverhältnissen noch einen besondern Hebel erlangen, ist die Zahl Derer nicht gering, die sich der Kirche ganz entfremdet haben, und es ist ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß allenthalben in protestantischen Ländern eigene Vereine zur Förderung des Kirchenbesuches sich bilden, während überall in katholischen Ländern lebendiger kirchlicher Sinn sich offenbart, der doch nirgends bestehen kann, ohne daß auch das religiöse Leben angefacht, genährt und gehoben wird.

Handelsmann. Und herrscht etwa darum in katholischen Ländern mehr Moralität, als in protestantischen?

Canonikus. Ohne Zweifel, wenn man nicht einseitig, sondern das Ganze in's Auge fassend, gründlich urtheilen will,

wenigstens da, wo wahrer kirchlicher Sinn herrscht, weil dieser von dem religiösen nicht leicht getrennt gefunden werden kann. Uebrigens will ich dadurch dem Protestantismus keinen direkten Vorwurf machen; denn ich halte es für abgeschmackt, den Vorzug einer Confession vor einer andern dadurch beweisen zu wollen, daß in der gegnerischen mehr Immoralität sey. Dieses beweiset deßwegen nichts, weil keine Religion Immoralität lehrt, sondern gerade das Gegentheil will, sonach der Beweis von Denen hergeholt wird, welche die Religion nicht haben. Dieser Beweis von der Moralität kann nur umgekehrt (positiv) durch Diejenigen geführt werden, welche die Religion haben, d. h. ihre Stimme hören, und da ist dann zu untersuchen, welche Confession in ihren Anhängern einen höhern Grad von Vollkommenheit und Tugend entwickelt, weil daraus auf die moralische Kraft zurückgeschlossen werden muß, welche die Confession bei ihrer Einwirkung auf ihre Mitglieder übt.

„Und in dieser Beziehung möchte ich einmal von protestantischen Heiligen hören, die den katholischen an die Seite gesetzt werden könnten," fiel der Condukteur ein, sich zum Aussteigen aufrichtend; denn der Wagen fuhr an dem Posthause von Hanau an.

Zweites Kapitel.

Der neue Reisegefährte.

„Hier, Hochwürdiger Herr Landsmann! sehen Sie das verhängnißvolle Schlachtfeld von Hanau, das den Bayern so viele Opfer gekostet, aber auch so großen Ruhm gebracht hat.“ Mit diesen Worten wendete sich der Condukteur an den Canonikus, als der Eilwagen die freundliche Stadt Hanau bereits passirt hatte und auf der Strasse nach Frankfurt dahinflog. „Sehen Sie dort,“ fuhr er fort, „die Kinzig; wie klein sie jetzt ist! Aber damals haben ihre angeschwollenen Fluten das Leben so Vieler unserer tapfern Landsleute gefordert!“ Die Reisegesellschaft, deren Zahl durch einen Herrn, der die Stelle eines in Hanau ausgestiegenen jungen Mannes eingenommen hatte, wieder ersetzt worden war, wurde nun auf einmal sehr gesprächig. Der Eine hatte eine Frage zu thun, der Andere eine Erklärung zu machen, der Dritte eine Erzählung zum Besten zu geben; denn der Krieg ist ein Kapitel, welches das Interesse Aller in Anspruch zu nehmen pflegt. Endlich bemächtigte sich der neue Reisegefährte des Wortes und erzählte: „Die Erinnerung an eine höchst tragische Szene, die in und nach dieser mörderischen Schlacht vorfiel und wenig bekannt ist, erfüllt mich immer mit Wehmuth. Ein französischer Küraßier-Offizier attaquirte einen bayerischen Infanterie-Lieutenant, der, von den Seinigen getrennt, mit ungleicher und weit schwächerer Waffe den Dränger nur mit harter Mühe eine Zeit lang von sich abhielt. Ein braver

bayerischer Soldat, der den bedrängten Lieutenant zu bedienen pflegte, hatte sich, als er seinen Herrn vermißte, voll Besorgniß um ihn vorgewagt, und bemerkte plötzlich die Gefahr, in welcher dieser schwebte. Er strengt alle Kräfte an, um hinzu zu eilen und seinem Herrn beizustehen. Im nächsten Augenblicke sind die beiden Kämpfenden ganz nahe an einander gerathen, der Franzose schwingt eben mit gewaltigem Arme das Schwert über dem Haupte des bayerischen Offiziers: der Soldat sieht keine andere Hilfe mehr, er legt an, feuert und — der feindliche Offizier sinkt vom Pferde. Aber es war dennoch zu spät! Denn ehe die Kugel traf, hatte der Reiter bereits den verhängnißvollen Hieb geführt und seinen Gegner durch eine sehr schwere Wunde am Haupte zu Boden gestreckt. Der brave Soldat verdoppelt nun seine Eile, um zu seinem gefallenen Herrn zu gelangen und zu sehen, ob ihm nicht etwa Hilfe geleistet werden könnte; aber noch ehe er sein Ziel erreicht, sprengt eine Schaar Kürassiere heran, die ihn nöthigt, sich in möglichster Eile zurückzuziehen. Erst nach dem Verlaufe von mehreren Stunden, als die Franzosen sich zum Abzuge anschickten und die Verwundeten allenthalben auf dem Schlachtfelde aufgesucht und in die Stadt gebracht wurden, war auch unser Infanterist hinausgeeilt, um sich nochmal um seinen Herrn umzusehen. Er fand die Stelle, wo er gefallen war, ohne Mühe wieder. Da lag der tapfere junge Mann in seinem Blute, bewußtlos, aber noch kräftig röchelnd. Dicht neben ihm lag der Kürassier-Offizier. Die Kugel hatte ihn neben dem linken Auge getroffen. Auch er lebte noch, athmete schwer und schien gleichfalls bewußtlos. Von Besorgniß für seinen Herrn ganz erfüllt, von Hoffnungen für seine Rettung belebt, suchte der Soldat ein Gespann auf, brachte es zur Stelle, lud seinen Herrn darauf und — neben ihn auch den feindlichen Offizier. Einige Kameraden, die ihm beistanden, wollten dieses hindern, er aber sprach: „„So lange er kämpfte,

war er unser Feind, und er hatte keinen Anspruch auf Schonung. Als Verwundeter hört er auf, Feind zu seyn, er ist bloß Mensch, der Anspruch hat auf unsere Barmherzigkeit.““ Die Kameraden ließen sich beschwichtigen und die beiden Blessirten wurden in das Spital gebracht. Hier lagen Die, die vor Kurzem noch so feindlich sich gegenüber gestanden hatten, auf ärmlichem Lager friedlich neben einander. Bei der großen Anzahl der Verwundeten verging eine geraume Zeit, bis die Reihe der Untersuchung ihrer Wunden und der Verbandanlegung an sie kam. Aus den Mienen der Aerzte bemerkte der brave Soldat, daß für die Rettung Beider wenig Hoffnung vorhanden sey. Dennoch, und obschon selbst von den Strapazen des Tages erschöpft, durchwachte er die noch übrigen Stunden der Nacht bei seinem Herrn, und gönnte sich erst am Morgen einige Stunden des Schlafes. Als er nach demselben wieder zu dem Verwundeten zurückkehrte, fand er ihn noch in demselben Zustande der Bewußtlosigkeit. Der französische Offizier aber war zu sich gekommen, blickte verwundert umher, und da er den Soldaten so besorgt um den Unglücksgefährten neben sich beschäftigt sah, bat er ihn mit schwacher Stimme, aber in sehr gutem Teutsch, näher zu kommen und ihm doch zu erklären, wie er hieher gekommen sey. Der Soldat erzählte ihm nun treuherzig Alles so, wie es sich begeben hatte, ohne dabei den Schmerz zu verhehlen, den er darüber empfinde, daß er nicht einen Augenblick früher zum Schusse gekommen sey, wodurch er das Leben seines Herrn gerettet hätte. „„Mein Freund,““ sprach der Offizier, „„ich danke Dir für die Menschenliebe, die Du mir dadurch bewiesen hast, daß Du Sorge trugst, daß ich hieher kam. Ich fühle aber wohl, daß ich nicht anders, als todt, von dieser Stelle wieder wegkommen werde. Erzeige mir auch noch den Dienst, wenn ich gestorben seyn werde, meiner Familie, die Dich für diese Mühe gewiß belohnen wird, Nachricht zu geben, wie und wo ich

starb. Ich bin ein Graf von R.*** aus Westphalen.““ Ein Graf von R.*** — aus Westphalen? — rief der Soldat ganz erstaunt; sind Sie denn bei sich selbst, oder ist hier eine Verwechslung vorgegangen? Sind Sie denn nicht der französische Küraßier-Offizier? „„Allerdings bin ich dieser, mein Freund, und seit fünf Jahren in französischen Diensten,““ entgegnete der Kranke. „„Auch,““ fuhr er fort, „„bin ich wirklich ein Graf von R.*** aus Westphalen, und begreife nicht, warum Dich dieses so sehr in Staunen setzt. Weißt Du denn etwas von dieser Familie?““ Ach! versetzte der Soldat, ich weiß nicht, was ich antworten soll. Mein lieber Herr hier, den Sie so schwer verwundet haben, ist ja auch ein Graf von R.*** aus Westphalen. „„Das kann nicht seyn!““ rief der Offizier mit mehr Heftigkeit, als man von einem so schwer Verwundeten erwarten durfte. Gewiß, Herr Offizier, erwiderte der Soldat, es ist so. Mein Herr hat es mir selbst erzählt, daß er der jüngste Sohn des Grafen R.*** in Westphalen sey, daß er, aus Begeisterung für die Freiheit des Vaterlandes, bei der Nachricht, daß die teutschen Völker das französische Joch abschütteln wollten, seine Heimat heimlich verlassen, und als er erfuhr, daß Bayern mit den alliirten Mächten sich vereinigt habe, in unsere Dienste getreten sey. Ach, nur wenige Wochen sind es erst, daß er den Degen eines bayerischen Offiziers trägt, und schon in der ersten Schlacht, in welcher er mitkämpfte, muß ihn ein so schweres Verhängniß treffen! Der französische Offizier lag, als der Soldat geendet hatte, eine Zeit lang wie bewußtlos da. Endlich öffnete er gleichsam mit Mühe den Mund, und fragte unter schwerem Athmen: „„Und, Freund! wie heißt Dein Herr mit seinem Taufnamen?““ — Karl, war des Soldaten Antwort. „„O Karl — mein theurer Bruder Karl! o daß ich Dich gekannt hätte! o unser Vater!““ rief jetzt der Offizier jammernd, während der Soldat voll Staunen ihn

fragte: Wie — Ihr Bruder? Mein Herr war Ihr Bruder? „„Gewiß, gewiß, Freund!““ bejahte der Offizier. „„O richte mich ein wenig empor, daß ich sein Antlitz nochmal sehe!““ Der Soldat erfüllte seinen Wunsch; aber nur einige Augenblicke ruhten die hochangeschwollenen Augen des Offiziers auf den todtblassen Zügen seines Bruders und er sank ohnmächtig wieder auf sein Lager zurück. Erst nach einiger Zeit schlug er wieder ein Auge auf und bat mit sehr schwacher Stimme, ihn doch näher an seinen Bruder zu rücken und seine Hand in die des Bruders zu legen. Es geschah so. Von diesem Augenblicke an schien auch er alles Bewußtseyn verloren zu haben. Er redete öfter im Delirium und nannte seinen Bruder, seinen Vater und andere Freunde. Gegen Mittag verschied der bayerische Offizier. Erst am Abende folgte sein Bruder ihm nach. Unser brave Soldat, der Bediente des Ersteren, sorgte dafür, daß Beide, soviel es die damaligen Umstände erlaubten, eine anständige Ruhestätte erhielten. Später, als der verwüstende Krieg von Teutschlands Fluren verscheucht und der segenvolle Friede und mit ihm Ordnung und Ruhe wieder zurückgekehrt waren, suchte die gräfliche Familie von R.***, die der treue bayerische Soldat von dem verhängnißvollen Ende der beiden Brüder in Kenntniß gesetzt hatte, nach, die Gebeine ihrer Angehörigen aus ihrem ursprünglichen Begräbnißorte erheben und in Einem Grabe vereinigen zu dürfen. Es wurde gewährt. Und so ruhen nun die letzten Ueberreste der beiden Brüder, deren Zusammentreffen am Ende ihres Lebens ein so feindliches war, in Einer Gruft im Frieden beisammen. Es mögen jetzt fünf Jahre seyn, daß eine reisende Herrschaft nach diesem Grabe sich erkundigte. Man wußte nicht sogleich Bescheid zu geben und wandte sich deßhalb an verschiedene Personen und zuletzt auch an mich, da ich um jene Zeit gerade in Hanau funktionirte. Ein älterer Amtsbruder, der nun selbst schon auf dem Friedhofe ruht,

hatte mir die traurige Geschichte der beiden Brüder erzählt und ihr Grab gezeigt. Dadurch war ich in den Stand gesetzt, der Herrschaft Auskunft zu geben und geleitete sie selbst an die Stelle, die sie zu wissen wünschten. Es waren drei Personen; zwei Damen und Ein Herr. Ich erfuhr nachher bei einem Besuche, den sie mir machten, daß die eine der Frauen die Schwester der unglücklichen Brüder und der Herr ihr Gemahl sey. Die andere Dame war die Verlobte des Einen der Brüder, die, nach der erhaltenen Trauerkunde von seinem Tode, jeder weiteren Verbindung entsagt hatte. Die Herrschaft hielt sich damals gerade in Wiesbaden auf und war eigens herübergekommen, die Grabstätte der Ihrigen zu besuchen. Und ich muß gestehen, es war etwas nicht bloß Ergreifendes, sondern auch etwas Feierliches, zu sehen, wie die Damen zuerst in Thränen ausbrachen, dann auf ihre Kniee niedersanken, wie der Herr dann ihrem Beispiele folgte und nun alle Drei mit Inbrunst beteten. Ich bin zwar Protestant und sogar protestantischer Pfarrer; aber ich muß gestehen, dieses Gebet am Grabe unserer verstorbenen Lieben erschien mir in jenem Augenblicke ungemein tröstlich und erhebend."

So endete der Erzähler seine Geschichte. Die Reise-Gesellschaft war in ein allgemeines Schweigen versunken; das tragische Geschick der beiden Brüder hatte, wie es schien, in Sämmtlichen theilnehmende Gefühle aufgeregt. Der Handelsmann aus Bremen war der Erste, der das Schweigen brach. Er hatte eben seine Tabakspfeife zurecht gebracht und ihren Inhalt mit einigen starken Zügen in Glut versetzt, und begann darauf: „Aber, Euer Wohlehrwürden! das Gebet für die Verstorbenen ist doch offenbar unevangelisch und abergläubisch; wie konnten Sie doch Wohlgefallen daran finden?"

Pfarrer. Ich habe nicht vom Gebete für die Ver-

storbenen, sondern nur vom Gebete am Grabe der Verstorbenen gesprochen."

Handelsmann. Nun wohl! Sie können überall, also auch am Grabe der Verstorbenen beten. Es scheint aber doch, daß Sie, da Sie in Ihrer Erzählung das Gebet am Grabe unserer Lieben als etwas Ergreifendes und Feierliches hervorhoben, damit das Gebet für die Verstorbenen andeuten und ein Wohlgefallen daran finden wollten.

Pfarrer. Und wenn auch! Es gibt Momente im Leben, wo unser Gefühl Meister wird über unsern Verstand, und wo wir eben deßwegen einen Gebrauch schön und rührend finden, den wir später bei kaltem und besonnenem Nachdenken gleichwohl nicht billigen, ja sogar als falsch und irrig verwerfen müssen.

„Ach so!" erwiderte der Handelsmann mit einem Seitenblicke auf den Canonikus und mit sichtlicher Freude, einen Bundesgenossen, und noch dazu von Profession, gegen Jenen gefunden zu haben, „das ist etwas Anderes. Ich bin mit dieser Erklärung zufrieden; aber ob auch unser Herr Canonikus aus Bayern hier — es seyn wird, das möchte ich bezweifeln. Getrauen Sie sich wohl, Herr Canonikus! das in der römischen Kirche übliche Gebet für die Verstorbenen eben so zu rechtfertigen, wie vorhin die Heiligenverehrung?"

Der Pfarrer, ein sehr artiger Mann, unterließ nicht, dem Canonikus Versicherungen über das Vergnügen der Bekanntschaft, die er mache, zu geben, welche dieser mit ähnlichen Ausdrücken der Höflichkeit erwiderte. Darauf wendete der Letztere sich an den Handelsmann und sprach: „Ihrem Wunsche würde ich mit größtem Vergnügen entsprechen, und glauben Sie zuversichtlich, daß ich mich vor dem Sukkurse, auf den Sie rechnen, nicht fürchte, vielmehr müßte ich Ihnen und mir Glück dazu wünschen; allein ich fürchte nur, unsere verehrte

Gesellschaft mit unserer theologischen Controverse zu langeweilen."

Der Pfarrer, von dem früher vorgefallenen Gespräche flüchtig in Kenntniß gesetzt, drang nun selbst darauf und wurde dabei von der ganzen Reisegesellschaft unterstützt, der Canonikus möchte seine Ansichten über diesen Gegenstand unbedenklich äußern. Dieser ließ sich hiezu auch bereit finden. „Das Gebet der Katholiken für die Verstorbenen," sprach er, „gründet sich, wie die Anrufung der Heiligen, auf die katholische Ansicht von der Kirche und der Gemeinschaft der Heiligen. Die Kirche — ich wiederhole dieses, weil der Herr Pfarrer unser früheres Gespräch nicht hörte — ist ein Leib, dessen Haupt Christus, dessen Glieder die Gläubigen sind. Diese Glieder haben unter Anderm auch eine Gemeinschaft des Gebetes — d. h. eine Verpflichtung der gegenseitigen Fürbitte — unter sich. Und zwar liegt diese Verpflichtung nicht bloß Denen gegenseitig ob, die noch lebende Glieder der Kirche auf Erde sind, sondern die Heiligen im Himmel haben diese Pflicht gegen ihre Brüder auf Erde, und diese und jene sie gegen ihre leidenden Brüder im Reinigungsorte zu erfüllen. So lange Sie dem Gebete überhaupt seine Kraft nicht absprechen, werden Sie mir hiegegen nichts einzuwenden im Stande sein; nur aber....

Handelsmann. Ja, ja — nur aber kommt Ihnen zu, aus der Schrift zu beweisen, daß es einen Reinigungsort, wie Sie sich ausdrücken, oder ein Fegfeuer, wie die Katholiken gewöhnlich sagen, gebe.

Canonikus. Ganz recht, diesen Beweis habe ich vor Allem zu liefern und will es auch.

Handelsmann. Ich bin darauf sehr begierig.

Canonikus. Erinnern Sie sich wohl jener Gleichnißrede *)

---

*) Matth. 5, 26. Luk. 12, 59.

unsers Herrn, in welcher er von einem Kerker spricht, aus welchem kein Entkommen ist, bis der letzte Heller bezahlt ist? Der Zusammenhang jener Rede beweiset, daß Jesus unter dem Kerker einen Strafort in der jenseitigen Welt versteht. Da dieser Strafort aber ein solcher ist, aus welchem, nach Abbezahlung der vollkommenen Schuld, ein Entkommen möglich ist, so kann er nicht die Hölle, aus welcher ein Entrinnen in Ewigkeit nicht mehr möglich ist, sondern er muß ein Ort seyn, der einen Mittelzustand zwischen ewigem Lohn und ewiger Strafe, also zwischen Himmel und Hölle bildet. Diese an und für sich schon ganz natürliche Folgerung wird zur vollkommenen Gewißheit durch eine andere Rede unsers Herrn, die Ihnen gleichfalls nicht unbekannt seyn wird. Es heißt nämlich bei Matthäus: „Wenn Jemand gegen des Menschen Sohn redet, so wird es ihm nachgelassen werden; wer aber etwas wider den heiligen Geist redet, dem wird es weder in dieser noch in der andern Welt nachgelassen werden.“ *) Da nun die heilige Schrift oft und vielmal davon spricht, daß die Strafen der einmal Verdammten ewig währen, in der eben angeführten Stelle aber gleichwohl von einer Vergebung, die in der andern Welt erst noch erfolgt, die Rede ist, so ist nichts so klar, als daß es jenseits noch einen Mittelzustand zur vollkommenen Reinigung der zum Zutritte zum ewigen Lohne noch nicht ganz Befähigten geben müsse. Dieses anzunehmen sind wir um so mehr berechtigt, als es in der Offenbarung des heiligen Johannes heißt: „Nichts Beflecktes wird in den Himmel eingehen.“ **) Wie gering ist aber die Zahl Derer, von denen wir sagen können, daß sie unbefleckt aus der Welt gehen und vor dem Richterstuhle des Allwissenden erscheinen? Sollen nun Diejenigen, die weniger

*) Matth. 12, 32.

**) Apok. 21, 27.

Sünder der Bosheit, als vielmehr Sünder der Schwachheit waren, gegen den ausdrücklichen Wortlaut der Schrift, befleckt in das Himmelreich eingehen, oder sollen sie — der unendlichen Barmherzigkeit Gottes ungeachtet — mit den Sündern der Bosheit auf ewig von Gott verstoßen werden? Das Eine wie das Andere anzunehmen wird Ihnen schwer fallen, und nichts übrig bleiben, als mit dem Apostel eine Läuterung anzunehmen, in der die der Seele anklebenden Flecken getilgt werden, aus der sie selbst aber gerettet hervorgeht. *) Und diese Annahme, auf welche die Bibel uns hinweiset, findet ihre Bestätigung nicht nur in dem Glauben der Christen durch alle Jahrhunderte des christlichen Zeitalters, sondern auch in dem Glauben der Juden in der vorchristlichen Zeit, da aus dem Buche der Makkabäer bekannt ist, daß es für „einen heiligen und heilsamen Gedanken gehalten wurde, für die Verstorbenen zu beten," **) wobei gedachtes Buch nur als historische Urkunde in Betracht gezogen seyn soll.

Handelsmann. Nun, Herr Pfarrer! was haben Sie dazu zu sagen?

Pfarrer. Was die Sache selbst betrifft, so bin ich mit dem Herrn Canonikus einverstanden, nur kann ich es nicht mit der Art und Weise seyn, in welcher Sie Ihre Folgerungen machen und die Sache erklären. Auch ich glaube nämlich, daß der gerechte Gott das Böse in der zukünftigen Welt eben so bestrafen werde, wie er das Gute belohnen wird; aber ich kann es mit der göttlichen Gerechtigkeit und Güte nicht vereinbar finden, daß die Strafe ewig dauern soll, sondern ich bin vielmehr der Ueberzeugung, daß die Strafe aufhören werde, sobald ihr Zweck, nämlich die Besserung des bösen Menschen, erreicht ist. Demzufolge glaube ich allerdings

*) 1. Cor. 3, 13. 15.
**) Makk. 12, 46.

an einen Strafort in der zukünftigen Welt, wo die Bösen eine Zeit lang ihre Sünden abzubüßen haben und also gleichsam geläutert und gereinigt werden; ich kann aber diesen Ort nicht als einen Mittelzustand erkennen, da er nur der einzige Strafort ist, aus dem die Seelen, einige früher, andere später, zur Seligkeit übergehen. Das Gebet für die Verstorbenen halte ich daher im Allgemeinen für überflüssig, da der frühere oder spätere Uebergang zur Seligkeit aus dem Orte der Strafe lediglich von der früheren oder späteren Besserung, das heißt von der Rückkehr von der Sünde zu Gott, der im Straforte befindlichen Seelen abhängt.

Handelsmann. Wie — was — Herr Pfarrer! Sie nehmen auf diese Weise eine Art katholischen Reinigungsortes an — läugnen aber die Hölle und die Ewigkeit der Verdammniß? Mit einer solchen Vertheidigung unseres Glaubens können Sie auf keinen Dank der Protestanten rechnen. Ihre Ansichten sind auch ganz unevangelisch und der Bibel geradezu entgegen; denn der Herr sagt ausdrücklich: „Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer!" *) — „Die Bösen werden in die ewige Pein gehen, die Gerechten aber in das ewige Leben." **) Und dann: „Wenn dich deine Hand ärgert, so hau sie ab: es ist dir besser, verstümmelt in das ewige Leben einzugehen, als zwei Hände zu haben und in die Hölle zu kommen, in das unauslöschliche Feuer: wo ihr Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt." ***)

Canonikus. Sie sind ein sehr bibelfester Christ.

Pfarrer. Nur Schade aber, daß der Herr die Stellen nicht versteht, die er anführt. — Um den richtigen Sinn derselben aufzufassen, mein Herr, sind neben tüchtiger

*) Matth. 25, 41.
**) Ebend. 25, 46.
***) Mark. 9, 42—47.

Sprachkenntniß auch noch Kenntnisse der Zustände und besonders der religiösen Vorstellungsweise des Judenvolkes in jener Zeit, in welcher Jesus zu ihm redete, nothwendig. Solche Kenntnisse können aber von einem Geschäftsmanne, wie Sie zu seyn scheinen, nicht gefordert werden.

Handelsmann. Wie? Sonach könnten also nur die Geistlichen, und unter diesen bloß die gelehrteren, die Bibel verstehen? Alle Andern müßten lediglich glauben, was ihnen Jene vorsagen? Wie könnte denn auf diese Weise die Bibel eine Glaubensquelle für alle Christen seyn? Und was sollte denn aus dem Rechte des freien Forschens und überhaupt aus der Glaubensfreiheit der Protestanten werden? Da bliebe mir ja nichts, als ein papistischer Köhlerglaube.

Canonikus. Einen Köhlerglauben — nur freilich nicht einen papistischen, wie Sie sich ausdrücken — haben Sie aber schon, bester Herr!

Handelsmann. Ich bin kein Katholik; die Katholiken sind Köhlergläubige. Ich bin ein evangelischer Christ und das Evangelium macht mich frei.

Canonikus. Es ist umgekehrt, mein Herr! Die Protestanten oder, wenn Sie wollen, die Evangelischen sind die wahren Köhlergläubigen.

Handelsmann. Was sagen Sie dazu, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ich bin sehr gespannt, zu hören, wie der Herr Canonikus eine solche Behauptung rechtfertigen will.

Canonikus. Ich denke, daß mir dieses gar nicht schwer fallen soll. Die Protestanten bezeichnen als die Quelle, aus der sie einzig und allein ihren Glauben schöpfen, die Bibel oder die heilige Schrift. Ist dem nicht so?

Pfarrer und Handelsmann. So ist es.

Canonikus. Eben deßwegen haben sie ihr ganzes Glaubensgebäude auf Sand gestellt; denn wenn ich ihnen die Bibel nehme, das heißt, wenn ich nachweise, daß die Bibel ein Buch

ist, auf das sich mit Zuverläßigkeit nicht berufen werden kann, so muß ihr ganzes Gebäude zusammenstürzen.

Handelsmann. Sie werden dieses aber in Ewigkeit nicht nachweisen können.

Canonikus. Es ist nicht so schwer, als Sie glauben. Wenn ich einem Buche Glauben schenken soll, so muß ich doch gewiß vor Allem seine Verfasser kennen. Können Sie mir nun mit Bestimmtheit die Verfasser des neuen Testamentes angeben?

Handelsmann. Warum das nicht? Das erste Evangelium ist von Matthäus, das zweite von Markus....

Canonikus. Woher wissen Sie das?

Handelsmann. Nun das weiß doch die ganze Welt!

Canonikus. Sie haben also diejenigen Männer als Verfasser der heiligen Schriften des neuen Testamentes angenommen, die man Ihnen von Jugend auf als solche genannt hat und weil man sie Ihnen genannt hat. Um Gründe, dieses anzunehmen, haben Sie sich nicht umgesehen, sondern bloß geglaubt, weil Andere eben auch so glauben. Nun nennt man bekanntlich Diejenigen Köhlergläubige, die ohne Gründe glauben; Sie waren daher in Beziehung auf Ihren Glauben über die Verfasser der heiligen Schrift schon ein Köhlergläubiger.

Pfarrer. Dieses ist denn doch nicht der Fall, Herr Canonikus! Allerdings ist der Beweis, wer die Verfasser der Schriften des neuen Testamentes seyen, nicht so leicht, wie mein verehrter Glaubensgenosse hier meint, und der Umstand, daß, wie er sich ausdrückt, die ganze Welt etwas sagt, ist an und für sich noch kein Grund für die Wahrhaftigkeit des Gesagten. Indeß ist seine gemachte Einwendung doch nicht grundlos, und nur im Ausdrucke ist gefehlt, was man einem Nichttheologen nachsehen muß. Er hätte sagen sollen: Dafür, daß diejenigen Männer, welche als die Verfasser der einzelnen Schriften des neuen Testamentes genannt werden,

auch wirklich die Verfasser derselben sind, bürgt uns — das Zeugniß der Kirche.

Canonikus. Und welcher Kirche? — wenn ich fragen darf. Ihre protestantische kann es nicht seyn; denn diese hat bekanntlich erst ihre dritte Säkularfeier begangen, während das Christenthum schon bald neunzehn Jahrhunderte zurückgelegt haben wird.

Pfarrer. Von der protestantischen Kirche und überhaupt von einer Partikularkirche kann auch nicht die Rede seyn; sondern ich rede von der allgemeinen christlichen Kirche, welche die sämmtlichen verschiedenen Religionsparteien in sich begreift. In dieser hat von jeher der Glaube bestanden, daß das erste Evangelium von Matthäus, das zweite von Markus, das dritte von Lukas, das vierte von Johannes abgefaßt sey, daß gewisse Briefe von Paulus, andere von Johannes und Petrus u. s. w. geschrieben worden seyen.

Canonikus. Sie nehmen dieses also an, weil die Tradition es sagt?

Pfarrer. Nicht weil die Tradition es sagt, wenn Sie unter diesem Worte eine mündliche Ueberlieferung im Sinne Ihrer Kirche verstehen; sondern mir gilt das Zeugniß der Kirche als ein rein historisches, dem ich allerwenigstens ebenso viel Glauben beimessen muß, als dem, daß Homer der Verfasser der Ilias, Virgil der Verfasser der Aeneide ist.

Canonikus. Ihre Annahme beruht also auf dem Zeugnisse von Menschen. Jedes menschliche Zeugniß ist aber möglichem Irrthume unterworfen, und die bezüglichen sind nicht von solcher Zuverläßigkeit, daß die Wahrheit bis zur Evidenz darauf gebaut werden könnte. Ihnen gegenüber, Herr Pfarrer! habe ich auch gar nicht nöthig, anzuführen, daß wirklich Männer von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, besonders unter Ihren eigenen Glaubensgenossen, in Zweifel gezogen haben, ob die verschiedenen Schriften des neuen Testamentes wirklich

von den Verfassern herrühren, denen sie zugeschrieben werden. Und sie haben für ihre Zweifel auch Gründe beigebracht. Ja, sie haben sogar dargethan, daß sich nicht einmal die Zeit bestimmt angeben lasse, wann die Bücher des neuen Testamentes geschrieben worden sind.

Pfarrer. Die Zeit kann bestimmt werden, und zwar aus inneren Gründen. Die Sprache, die Angabe verschiedener Zeitverhältnisse u. dgl. weisen nach, daß die Abfassung des neuen Testamentes über das Jahr 60—70 nach Christi Geburt nicht hinausgesetzt werden kann.

Canonikus. Dem läßt sich entgegensetzen, was von vielen Gelehrten angenommen wird, daß ein Urevangelium — wie man glaubt, im Besitze der Nazarener — vorhanden gewesen sey, aus dem die späteren Verfasser der Evangelien geschöpft und das sie mit dem, was ihnen selbst noch aus den Erzählungen der Apostel oder anderer Personen bekannt geworden war, bereichert haben. Es wird demnach angenommen, daß sich die Verfasser der Evangelien sorgfältig an den Ausdruck und die Beschreibungen des Urevangeliums gehalten haben. Neuere Gelehrte wollen, wie Sie wissen, die Evangelien gar erst aus einem Sagenkreise entstehen und die im neuen Testamente als Wahrheit hingestellte Erzählung von Thatsachen auf Mythen beruhen lassen, wie die Erzählungen aus der Göttergeschichte der alten Welt.

Pfarrer. Solche Einwürfe sind allerdings vorgebracht worden; aber es folgt daraus nicht, daß sie sich nicht auch widerlegen lassen.

Canonikus. Ob sie von dem historischen Standpunkte aus, den Sie einnehmen, vollkommen widerlegt werden können, möchte ich sehr bezweifeln. So viel ist gewiß, daß Sie weder aus inneren, noch aus äußeren Gründen bestimmt, genau und zuverläßig die Verfasser der Schriften des neuen Testaments und die Zeit ihrer Abfassung darthun können.

Pfarrer. Wenn Sie Das wollen, so ist dieses bei sehr wenigen Schriften des Alterthums der Fall.

Canonikus. Dieser Meinung bin ich auch. Aber keiner Schrift des Alterthums wird die Bedeutung beigelegt, wie der Bibel. Ich muß es daher immer für etwas sehr Gewagtes halten, einer Schrift einen Werth beizulegen, von dem gewisser Maßen die Seligkeit der Menschen abhängig ist, ohne zu gleicher Zeit mit Zuverläßigkeit von dieser Schrift aussagen zu können, von welchem Verfasser sie herstamme und welche Glaubwürdigkeit, dieses Verfassers wegen, sie habe. Wenn nun schon die Verfasser der heiligen Schriften und die Zeit ihrer Abfassung nicht mit Gewißheit angegeben werden können, um wie viel weniger wird man erst darzuthun im Stande seyn, daß der Inhalt dieser Schriften göttlicher Eingebung sey!

Pfarrer. Es wird auch kein vernünftiger Theolog behaupten, daß Alles, was die heiligen Schriften enthalten, von unmittelbarer göttlicher Inspiration (Eingebung) herrühre. Nur Das, was ausdrücklich als von Gott gegebenes Wort, Gesetz und Ausspruch in der heiligen Schrift angegeben wird, ist als göttliche Rede anzunehmen: alles Weitere ist eigene Rede oder Erzählung der Verfasser.

Handelsmann. Herr Pfarrer! dagegen muß ich feierlichen Protest einlegen. Sie beliebten zwar vorhin die Bemerkung zu machen, daß einem Nichttheologen etwas nachgesehen werden müsse und ich danke Ihnen dafür. Ich bin zwar wirklich kein Theologe und ein Handelsmann aus Bremen; aber ein Evangeliste — ich denke, Sie verstehen mich — ist so unwissend nicht, daß er in Sachen der Heilswahrheit nicht auch ein Wort zu sagen wüßte. Wenn Sie daher in der Bibel Göttliches mit Menschlichem vermengen, so muß ich Ihnen geradezu sagen, daß dieses gegen unsern evangelischen Glauben ist. Der große Luther und unser göttlicher Krum-

macher*) erklären Alles, was die heilige Schrift enthält, für lauteres und reines Gotteswort. Und Das und nichts Anderes ist auch die Bibel.

Pfarrer. Mit Ihrem göttlichen, verdammungssüchtigen Krummacher, lieber Freund, bleiben Sie mir vom Halse! Leute wie er und seiner Categorie sind freilich, wie der Herr Canonikus sich vorhin auszudrücken beliebte, wahre Köhlergläubige. Die Augsburger Confession und die symbolischen Bücher der Protestanten überhaupt sind die Richtschnur ihres Glaubens. Luther und die übrigen Glaubensverbesserer mochten gut daran thun, Das, was sie als Irrthum erkannten, auszumerzen und neue Glaubensbekenntnisse abzufassen; aber das Recht, das sie hatten, haben wir auch, und wir dürfen Das, was wir bei vorgeschrittener Bildung nicht mehr für passend halten, ebenso entfernen, wie Luther und die übrigen Reformatoren es gethan haben. Wenn aber die Hengstenberge und Krummacher durchaus nur an Dem halten wollen, was die Reformatoren gelehrt und weil sie es gelehrt haben, dann hängen sie an Menschenwort statt an Gotteswort, und ich selbst heiße sie Köhlergläubige.

Canonikus. Damit Sie zugleich auch sehen, mein werther Herr ... Evangeliste, so meine ich, haben Sie sich vorhin genannt..., daß Herr Luther mit dem reinen Gottesworte in der Bibel es selbst nicht so genau genommen, wie Ihr göttlicher Krummacher, will ich Ihnen nur einige Urtheile aus Luther's Schriften anführen, die ich vor wenigen Tagen in der Schrift eines Protestanten gelesen habe, und deren ich mich noch ziemlich genau erinnere. „Das Buch der Sprüche

---

*) z. B. Pfarrer in Elberfeld. Krummacher's Vater ist Pastor in Bremen, wo Jener für Diesen vor einiger Zeit eine Predigt hielt, die einen weitläufigen Streit unter der protestantischen Geistlichkeit Bremens herbeiführte.

Salomo ist zusammengestickt durch Andere und hinten dran etlicher weiser Männer Lehre und Sprüche hinzugesetzt. Item, das Hohelied Salomo sieht auch als ein gestickt Buch von Andern aus Salomo Munde genommen. Daher auch keine Ordnung in diesen Büchern gehalten ist, sondern eins ins andere gemenget, wie sie es nicht alles zu einer Zeit, noch auf ein Mal von ihm gehört haben, wie solcher Bücher Art ist." *) — Ferner: „Es sieht sich an, als habe Jeremias seine Bücher nicht selbst gestellet, sondern seyen stücklichen aus seiner Rede gefasset und aufs Buch verzeichnet." **) Von den Schriften der Propheten überhaupt sagt er: „Keines Propheten Predigten sind ganz und vollkömmlich beschrieben, sondern die Jünger und Zuhörer haben zu Zeiten einen Spruch gefaßt, darnach abermal einen, und also zusammengetragen. Also ist die Bibel erhalten worden. Die Bücher der Könige sind nur der Jüden Kalender, in welchen ordentlich beschrieben sind die Könige, wie sie regiert haben. Den Büchern der Könige ist mehr zu glauben, denn der Chroniken." ***) Hätte Luther Alles, was die heilige Schrift enthält, für wahres und reines Gotteswort angesehen, so konnte er nicht sagen, daß einem Buche „mehr zu glauben sey, denn einem andern," sondern es mußte ihm jedes Buch der Schrift gleich glaubwürdig seyn. Noch schärfer drückt sich Ihr Luther aus über die Geschichte des Propheten Jonas und über das Buch Hiob. Von der ersteren sagt er: „Die Historie des Propheten Jonä ist so graß, daß sie schier unglaublich ist, ja lautet lügerlich und ungereimter, denn irgend der Poeten Fabeln eine, und wenn sie nicht in der Bibel stünde, so lachte ichs wie einer

*) Vorrede zum Pred. Salomo. Ges. Werke, 14. Th. S. 36.

**) Vorrede zum Proph. Jeremias. 14. Th. S. 50.

***) 22. Th. der Werke, S. 208.

Lügen." *) Von dem zweiten heißt es: „Hiob hat nicht also geredt, wie es in seinem Buche geschrieben steht, sondern hats gedacht; denn es redet sich nicht also in der Stunde der Anfechtung und Versuchung; doch ists also ergangen mit der That und im Werke. Und ist schier wie ein argumentum fabulae, wie man im Spiel (Schauspiel) agirt und behält." **) Auch über einige Bücher des neuen Testaments hat er sich in ähnlicher Weise ausgesprochen. Den Brief des heiligen Apostels Jakobus nannte er einen „Strohbrief" ***) und ließ ihn in seiner ersten Bibelausgabe als unkanonisch auch wirklich weg. Von dem Briefe des heiligen Apostels Paulus an die Hebräer sagt er (in der Vorrede zu demselben), er sey weder von dem heiligen Paulus, noch von einem andern Apostel geschrieben, sondern von einem gelehrten Manne aus vielen Theilen zusammengetragen. Obgleich er aber keinen Grund des Glaubens lege, so ließen sich doch Gold, Silber und Edelsteine fein darauf bauen. „Derhalben — (Luther's Worte) — er uns nicht hindern sol, ob villeicht etwas Holtz, Stro oder Heuw mitunder gemenget werde." In der Vorrede über die Offenbarung des heiligen Johannes sagt er: „Mir mangelt an diesem Buch nit einerley, daß ichs weder Apostolisch noch Prophetisch halte .... und kann aller ding nicht spüren, daß es von dem heiligen Geist gestellet sey." Von der ganzen heiligen Schrift des neuen Testaments überhaupt erklärt Luther: „S. Johannis Evangelium und sein erste Epistel, S. Pauli Epistel, sonderlich die zun Römern, Galatern, Ephesern, und S. Peters erste Epistel, das seynd die Bücher, die dir Christum zeigen vnd alles lehren, das dir zu wissen noth, und selig ist, ob du schon kein ander Buch

---

*) 12. Th. der Werke, S. 2094.

**) 22. Th. der Werke, S. 208.

***) Tom. I. Isleb. fol. 184. a.

nimmermehr seheſt noch höreſt." *) — Sie ſehen alſo, mein verehrteſter Herr! daß ſelbſt der glaubensvolle Luther keineswegs den ganzen Inhalt der Bibel für reines Wort Gottes gehalten habe, daß er vielmehr der Meinung geweſen ſey, ein Buch ſey göttlicher als das andere, manches ſey gar nicht göttlich, ja der chriſtlichen Lehre zuwider und deßhalb auszumerzen. Inſoweit hätte der Herr Pfarrer mit ſeiner vorigen Behauptung Recht, und Sie und Herr Paſtor Krummacher, wenn er wirklich geſagt hat, Alles in der Bibel ſey Gottes Wort, hätten Unrecht.

Handelsmann. Wenn dem ſo wäre, meine Herren! und Einiges in der Bibel göttlich, Anderes aber nicht göttlich ſeyn ſollte, wie vermöchte man denn zu unterſcheiden, welches das Göttliche und Wahre, und welches nicht göttlich und alſo unwahr oder doch nicht nothwendig zu glauben ſey?

Canonikus. Brav! Das haben Sie richtig bemerkt!

Pfarrer. Dieſer Bemerkung bin ich aber ſchon durch die Erklärung zuvorgekommen, daß als göttliche Rede Das anzunehmen ſey, was in der heiligen Schrift ſelbſt ausdrücklich als von Gott gegebenes Wort, Geſetz und Ausſpruch angegeben wird.

Handelsmann. Wo iſt in der Bibel ein ſolcher Unterſchied gemacht? Wo ſtellt ſie etwas als ausdrückliche Rede Gottes und etwas Anderes als menſchlichen Zuſatz hin? Wo heißt es in der Bibel, daß man nur Jenes, nicht aber auch Dieſes glauben dürfe? Iſt nicht die ganze Bibel geſchrieben, daß wir aus ihr den Willen Gottes und die Wahrheiten unſeres Heiles kennen lernen, annehmen und glauben ſollen? — Wer ſollte am Ende das Recht haben, zu beſtimmen, was

*) Vorrede zum neuen Teſtament. (Vergl. auch Tom. 2. Jen. fol. 319. a.)

als göttliche Lehre und was als menschliche Zugabe zu betrachten sey?

Pfarrer. Dieses Recht hat die Vernunft.

Handelsmann. Allen Respekt vor der Vernunft, Herr Pfarrer! Aber wie kommt es, daß die Vernunft, außerhalb der göttlichen Offenbarung, auch die gebildetsten Völker nicht einmal die einfachsten Wahrheiten, wie z. B. die Einheit Gottes, hat erkennen lassen? Dann enthält die göttliche Offenbarung Vieles, was über die Vernunft ist, und gleichwohl soll die Vernunft darüber entscheiden dürfen, ob es als wahr anzunehmen oder als falsch zu verwerfen sey? Endlich, Herr Pfarrer! erinnere ich mich wohl, in dieser Beziehung belehrt worden zu seyn, daß es keine allgemeine, sondern nur eine individuelle Vernunft gebe. Demnach wird der Vernunft des Einen etwas als göttlich und wahr erscheinen, was die Vernunft eines Andern als ungöttlich und irrig verwerfen zu müssen glaubt. Auf diese Weise kann also Jeder aus dem Inhalte der Bibel machen, was er will.

Canonikus. Vortrefflich bemerkt! Ihr Luther hatte dann Recht, als er die Bibel eine „wächserne Nase“ *) nannte, die nach Belieben gedreht und von Jedem seinen Ansichten angepaßt werden kann. Hier ist der Punkt, auf dem ich Sie haben wollte, um Ihnen zu zeigen, daß die Protestanten wirklich nur Köhlergläubige sind.

Pfarrer. Wie wollen Sie das?

Canonikus. Ich spreche zunächst von unserm Herrn Handelsmann und den sogenannten gläubigen Protestanten. Sie gründen ihren Glauben auf ein Buch, von dem sie nicht die Verfasser, nicht die Zeit der Abfassung, nicht die Göttlichkeit seines Inhaltes im Allgemeinen und ebenso nicht im Besonderen mit Gewißheit darthun können. Sie glauben diesem

---

*) Tom. 6. Wittenb. fol. 48. b.

Buche, weil es ihnen von einigen Menschen als ein göttliches gepriesen wird, und sie glauben nur denjenigen besonderen Theilen dieses Buches, die ihnen von denselben Menschen gerade als die göttlichen bezeichnet werden. Endlich glauben sie diesen Büchern nach der Erklärungs- und Auslegungsweise jener Menschen, d. h. sie verstehen die Schriftstellen in demjenigen Sinne, welchen ihre Religionslehrer hineinlegen. Ihr ganzer Glaube gibt sich daher blind dem Zeugnisse einiger, dem Irrthume unterworfener Menschen hin, und ist daher, weit entfernt, das Resultat freier Prüfung zu seyn, die blindeste Hingabe an Menschenwort und darum der offenbarste Köhlerglaube.

Pfarrer. Das könnte allenfalls noch von dem gemeinen Volke gelten, Herr Canonikus! das nicht die Mittel und das Vermögen hat, selbstständig zu prüfen, ein Fall, der übrigens in jeder religiösen Gemeinde eintreten muß; es könnte sogar noch bei den protestantischen Theologen von altgläubiger Richtung seine Anwendung finden, wovon ich den Grund schon vorhin angegeben habe. Insoferne diese nämlich alle Bücher der heiligen Schrift für göttlich (canonisch) halten, welche von den Reformatoren als solche erklärt worden sind, und nur eine solche Auslegung ihres Inhaltes zulassen, welche mit dem Augsburger Glaubensbekenntnisse übereinstimmt, sind sie allerdings blinde Nachbeter von Menschen und haben sich in der Augsburger Confession statt des „römischen" einen „papiernen" Papst geschaffen. Aber — gehören dieser Richtung alle Protestanten an? Darf man den Rationalisten, welche das Prinzip des Prüfens aller Religionswahrheiten durch den Gebrauch der Vernunft überall obenan stellen, denselben Vorwurf einer blinden Annahme des Gesagten auf das Wort des Meisters hin machen? Gewiß nicht! Und die Zahl der Protestanten von letzterer Denkart ist gewiß nicht gering.

Canonikus. Wie viele gerade selbstständig denken und in mehrfacher Beziehung nicht bloß den Voraussetzungen und Meinungen Anderer beipflichten, will ich nicht untersuchen, da Zahlen überhaupt nichts entscheiden können; wir wollen also nur die Sache selbst in's Auge fassen. Sie nehmen in der Bibel Das als göttlich an, was Ihre Vernunft als solches erkennt, was sie dagegen als etwas Göttliches nicht erkennen kann, d. h. also, was Sie mit Ihren Ansichten von religiöser Wahrheit nicht in Uebereinstimmung bringen können, erklären Sie als menschliche Rede. Wenn dieses der Fall ist, mein Herr Pfarrer, wie er es auch ist, wenn Sie offen von der Brust sprechen wollen, so ist bei Ihnen nicht mehr vom Glauben, sondern vom Wissen die Rede. Ihnen ist eine biblische Wahrheit nicht darum Wahrheit, weil sie in der Bibel steht, sondern weil Sie aus Gründen der Vernunft sie für eine solche erkennen. Insoferne sind Sie freilich kein Köhlergläubiger in vorerwähntem Sinne, obschon Sie Herr Hengstenberg gerade als einen eigentlichen Köhlergläubigen, der unter der Diktatur seiner irrthumsvollen, individuellen Vernunft steht, deklariren würde; aber Sie sind nach dem strengen Begriffe aller christlichen Religionsparteien gar kein Gläubiger, sondern — nehmen Sie mir den Ausdruck nicht übel! — ein Ungläubiger.

Pfarrer. Nach den Begriffen der Zeloten, ja!

Canonikus. Nach den einfachen Begriffen, die man in der christlichen Kirche vom Glauben und Wissen hat.

Handelsmann. So wäre also das Resultat, daß die Protestanten nur Köhlergläubige oder Ungläubige seyen.

Canonikus. Es wird sich nicht viel anders herausstellen.

„Aber ich bitte Sie, Herr Canonikus!" rief jetzt ein Frauenzimmer, das einen Ecksitz einnahm und an dem Gespräche viel Antheil zu nehmen schien, „wenn Sie den Herrn hier" — auf den Handelsmann deutend — „einen Köhler-

Gläubigen nennen, weil er an die Schrift glaubt, den Herrn Pfarrer aber einen Ungläubigen heißen, weil er ihr nicht glaubt, an was glauben denn Sie? Sind Sie denn nicht auch ein Christ?"

Canonikus. Gewiß, und zwar ein katholischer Christ und noch dazu ein katholischer Priester, wie ich früher schon zu sagen die Ehre hatte.

Handelsmann. Die Papisten halten nichts auf die Bibel.

Canonikus. Sie irren sehr, mein Herr! Alle Katholiken und auch ich halten die Bibel für ein heiliges und göttliches Buch, weil dessen Inhalt vom Geiste Gottes eingegeben ist.

Handelsmann. Aber dasselbe ist es ja auch, was ich und alle rechtgläubigen Protestanten glauben.

Canonikus. Doch mit einigem Unterschiede. Wir Katholiken haben nämlich Gründe, die Protestanten aber haben keine, wenigstens keine hinlänglich verläßigen.

Pfarrer. Und diese Gründe — wenn ich bitten darf — sind?

Canonikus. Der Ausspruch der Kirche.

Pfarrer. Ah — es kreisen die Berge und .... Verzeihen Sie diesen Vergleich! Habe ich denn nicht Dasselbe gesagt? Der ganze Unterschied besteht darin, daß ich mich auf das „Zeugniß," Sie aber sich auf den „Ausspruch" der Kirche berufen. Der Vortheil möchte dabei noch auf meiner Seite seyn. Ich nehme das Zeugniß der Kirche an als ein bloßes historisches, folglich nach vorausgegangener wissenschaftlicher Prüfung; Sie aber unterwerfen sich ohne alle Prüfung einem Ausspruche, der, wie Sie sagen, ein Ausspruch der Kirche, in Wahrheit aber nur ein Ausspruch Ihres Papstes ist.

Handelsmann. Jetzt wird der Köhlergläubige auf Ihnen sitzen bleiben, Herr Canonikus!

Canonikus. Haben Sie Acht, bester Herr, daß Sie nicht zu früh frohlocken! — Der Unterschied der Gründe, Herr Pfarrer! die Sie und mich zur Annahme der Bibel, als eines göttlichen Buches, bewegen, ist viel bedeutender, als Ihnen im ersten Augenblicke dünken mag. Sie bauen Ihre Annahme auf das Zeugniß der Kirche, das Sie als ein bloß historisches gelten lassen, und auf die Resultate der wissenschaftlichen Kritik. Mit andern Worten heißt das: Sie nehmen an, daß die Bibel ein heiliges Buch ist, daß sie zu der Zeit, die gewöhnlich angegeben wird, abgefaßt worden ist, daß die Männer, welchen die einzelnen Theile zugeschrieben werden, wirklich die Verfasser derselben sind — dieses Alles nehmen Sie an, weil die Christen es von jeher so annahmen, das Alterthum es uns so überliefert und die wissenschaftliche Kritik etwas besonders Stichhaltiges dagegen bisher nicht vorzubringen wußte. Diese Gründe haben nun allerdings viel für sich; nichtsdestoweniger aber beruhen sie auf rein menschlichen Zeugnissen, durch welche nicht einmal die Glaubwürdigkeit des Inhaltes der heiligen Schrift, noch viel weniger aber die göttliche Eingebung desselben hergestellt werden kann. Der Grund dagegen, aus welchem ich die heilige Schrift als ein vom heiligen Geiste eingegebenes und darum heiliges Buch annehme, beruht auf keinem menschlichen Zeugnisse, sondern auf dem Ausspruche oder, wenn Sie lieber wollen, auf der Versicherung einer Autorität, welche von Jesus angeordnet worden ist, in seinem Namen die Wahrheit zu verkünden, und der er zu diesem Zwecke den heiligen Geist verliehen und seinen eigenen immerwährenden Beistand verheißen hat, deren Aussprüche daher auch die Wahrheit für sich haben müssen. Und diese Autorität ist die Kirche.

Pfarrer. Das wäre Alles schon recht schön und gut, wenn nur erst erwiesen wäre, daß Jesus wirklich eine solche Autorität eingesetzt und sie in dem Grade der Wahrheit ver-

sichert hätte, daß man ihren Aussprüchen unbedingten Glauben beimessen dürfte. Gratuliren Sie sich aber, Herr Canonikus! daß wir schon an den Thoren der freien Stadt uns befinden; denn diesen Beweis zu führen möchte Ihnen wohl schwer geworden seyn.

Canonikus. Ich kann mir nur zu dem Bewußtseyn gratuliren, Herr Pfarrer! daß es mir keineswegs so schwer fallen würde, wie Sie sich vorstellen, diesen Beweis zu führen, und bedauere wahrhaft, daß mir die Möglichkeit dazu durch unsere Ankunft in Frankfurt abgeschnitten ist.

„Ich aber" — fiel der Condukteur ein — „bedauere den Herrn aus Bremen hier, an dem nun der Kohlenstaub hängen bleibt."

„Spotten Sie nicht, Herr Condukteur!" entgegnete der Handelsmann, „wäre nur noch Zeit übrig gewesen — es ist mir zu meiner Vertheidigung eben noch Vieles beigefallen." „Für dieses Mal also zu spät!" erwiderte der Condukteur, während der Wagen rasch durch die Straßen des schönen Frankfurt dahin flog und endlich in dem herrlichen Posthofe anhielt, wo die Reisegesellschaft bald nach verschiedenen Richtungen hin sich trennte, nachdem der Condukteur noch einem Postbedienten zugerufen hatte: „Anton, nimm dich um das Gepäcke des geistlichen Herrn hier an, er ist unser Landsmann!"

Drittes Kapitel.

Der Aufenthalt in Wiesbaden.

Die bestandenen theologischen Controversen waren über der Beobachtung des lebendigen Treibens in Frankfurt und der herrlichen Ansichten in Mainz, dann des vielen Merkwürdigen, das beide Städte darbieten, in der Erinnerung unseres Canonikus längst in den Hintergrund getreten, als das zufällige Zusammentreffen mit einem Theile seiner vorigen Reisegesellschaft ihm dieselben plötzlich wieder in das Gedächtniß riefen. Eben wurde nämlich das Zeichen zum Abgange des Eisenbahnzuges von Mainz nach Wiesbaden gegeben, und der Canonikus, dessen Reise dahin ging, nahm eilig in dem ihm angewiesenen Wagen Platz, auf dem er sich zunächst in die Gesellschaft von drei Frauenzimmern versetzt sah, in denen er diejenigen erkannte, welche auf dem Eilwagen die Reise von Aschaffenburg nach Frankfurt mit ihm gemacht hatten. Die ältere Dame, ungefähr einige vierzig Jahre alt, hatte dort ihren Platz im Cabriolet gehabt; die beiden jüngeren Frauenzimmer aber, etwa im zwanzigsten Lebensjahre stehend, hatten mit dem Canonikus im Wagen ihre Sitze und waren Zeuginnen des geführten theologischen Gespräches gewesen. Sie erkannten ihren vormaligen Reisegefährten auch augenblicklich und begrüßten ihn mit freundlichster Artigkeit. Stoff zur weiteren Unterredung war in Fülle vorhanden. Man fragte, wie man in Frankfurt, wie man in Mainz sich unterhalten, welche Merkwürdigkeiten man gesehen, wofür man

besonders sich interessirt habe. Man gab sich gegenseitig Auskunft und pries vorzüglich die Schönheit der Ansicht, welche eine neuere Anlage in Mainz auf den Einfluß des Mains in den Rhein hin gewährt. Unterdessen — der Wagen war von Personen dicht angefüllt — wurde das Gespräch einiger enge an einander sitzenden Herren etwas lebhaft und der Canonikus glaubte zu bemerken, daß bei dem Worte „England," welches einige Male genannt wurde, das Interesse der Damen für jenes Gespräch in Anspruch genommen werde. Auch er ließ daher eine Pause in seiner Unterhaltung eintreten und richtete seine Aufmerksamkeit auf die Sprechenden hin. Es war von der Erfindung der Dampfkraft und ihrer Anwendung zu Wasser und zu Lande, von dem dadurch in's Unendliche vermehrten Verkehr und von dem Triumphe die Rede, den der menschliche Geist durch solche Erfindungen feiert. Von Einem Herrn wurde aber auch geäußert, wie er nur fürchte, daß das ohnehin so sehr vorwaltende und unsere Zeit charakterisirende materielle Streben der Menschen dadurch noch mehr Aufschwung erhalte, da es in mehrfacher Beziehung ganz das Aussehen habe, als wolle man alle Länder nur in Fabriken umschaffen und von diesen jegliches Heil erwarten. Bei den industriellen Bestrebungen und besonders bei dem vermehrten Fabrikenwesen leide vielfältig die Moralität, die Erziehung werde vernachläßigt und die Jugend schon in jenem kindlichen Alter, das sonst die Blüthezeit der reinsten und unschuldigsten Freuden des ganzen menschlichen Lebens zu seyn pflegt, zum Frohndienste bei den Maschinen verurtheilt. Besonders sprach er seinen Unwillen über die grausame Behandlung aus, welche Kindern widerfährt, die bei ihrer mechanischen Dienstleistung vom Schlafe überfallen werden, da es in solchen Fällen gewöhnlich sey, daß sie von den Aufsehern mit Wasser übergossen und dadurch wieder zum Wachen gebracht werden. Und wie ist — fragte er — der Zustand in solchen

Fabrikländern? England zeigt es uns. Es gibt da nur Reiche und Arme. Einen Mittelzustand gibt es nicht. Wer aber etwas hat, will noch mehr; daher entstehen stets neue Unternehmungen, welche die Concurrenz vermehren und dadurch die Preise der Arbeiter herabdrücken, so daß die Letztern bei einer fast unausgesetzten Beschäftigung nichtsdestoweniger dem größten Elende preisgegeben sind, wovon das Merkmal gleichsam der Stirne ihrer bleichen Gesichter aufgedrückt ist. Wir danken — fuhr er fort — den Britten für ihre Dampfschiffe und Eisenbahnen. Viele vortreffliche Erfindungen der Teutschen sind zu ihnen hinübergewandert, wir wollen auch die ihrigen gerne annehmen und klug benützen; das Glück seines Fabrikwesens aber mag England für sich behalten und Teutschlands Volk stets davor bewahrt bleiben! Frühe genug noch wird England, wenn sein Volk einmal den Fluch der Armuth und des Elends, der auf ihm lastet, zu schwer findet, mit jenem Glücke seine Noth haben! —

Die Damen schienen wenig erbaut durch diese Schilderung und gaben ihr Mißfallen zuerst durch ihre Mienen zu erkennen, darauf wandte die ältere sich mit der ausdrücklichen Versicherung an den Canonikus, daß zwar das Schicksal der Arbeiter in England mitunter ein trauriges sey, daß aber der Redner die Zustände dennoch mit allzu grellen Farben male.

„Ich habe also," fragte der Canonikus, „die Ehre, in Ihnen Unterthanen Ihrer Majestät der Königin Viktoria zu verehren?"

„So ist es," entgegnete die Dame, „die Lady hier ist die Tochter eines englischen Peers; der Lady Gesellschafterin aber ist ein Fräulein aus einem adelichen teutschen Hause. Ich habe die Ehre, die Gouvernante der Lady zu seyn."

Der Canonikus war eben beflissen, den Damen sein Vergnügen über die Ehre der gemachten Bekanntschaft auszudrücken, als die gellende Pfeife die Reisenden auf die Ankunft

im Bahnhofe zu Wiesbaden aufmerksam machte. „Es ist uns das Mißgeschick vorbehalten,“ bemerkte die junge Lady, „daß jedes Mal, wenn unsere Unterredung ein besonderes Interesse verspricht, unsere Reise ihr Ziel erreicht“ — und mit einer, von Engländern sehr befremdenden, Artigkeit setzte sie hinzu, daß sie, bei längerem Aufenthalte des Canonikus in Wiesbaden, mit größtem Vergnügen die Ehre eines Besuches von ihm annehmen werde, den Letzterer auch zusagte. Der Zug hielt an und mit komischer Eile drängten sich die Passagiere aus ihren Wägen dem Bagage-Wagen zu, um wieder zu ihrem Gepäcke zu gelangen, das in aller Ordnung verabfolgt wird. —

Das schöne Wiesbaden mit seiner dampfenden Heilquelle, den vortrefflichen Anlagen und herrlichen Neubauten hatte die Aufmerksamkeit des Canonikus schon seit zwei Tagen gefesselt. Schon hatte er den herrlichen Kursaal, der von Außen lange nicht scheint, was er im Innern ist, bewundert und betrachtende Blicke auf die grünen Tische im Eingangssaale geworfen; aber die im Roulette sich begegnenden Leidenschaften, die Gleichgiltigkeit eines nordischen Millionärs, die Spannung eines südlichen Glücksritters, den verzweifelnden Blick eines leichtsinnigen Verschwenders, hatte er noch nicht gesehen. Um Zeuge auch dieses Schauspiels zu seyn, eilte er, nach eben vollendeter Mittagstafel, über die Promenade hin dem Kursaale zu. In dem Augenblicke, in welchem er in denselben eintreten wollte, bemerkte er, wie ein Herr einen Mann am Halse faßte und aus Kräften rief: „Was willst du mit deinen Händen in meinen Taschen? Willst du mich bestehlen, du Schuft!?“ „Gewiß nicht! gewiß nicht!“ antwortete der Ergriffene mit einer Stimme, die dem Canonikus eine bekannte schien. Er wendete sich daher nach dem sich Sträubenden um und erkannte in ihm — den Handelsmann aus Bremen. „Belieben Sie nur Ihre Taschen zu untersuchen,

mein Herr!“ rief dieser in unmuthigem Tone dem Herrn zu, dessen Faust er am Halse fühlte, „Sie werden finden, daß ich, weit entfernt, Sie des Ihrigen berauben zu wollen, vielmehr . . .“ „Was vielmehr?“ rief der Fremde, der ihn nicht weiter reden ließ, „du hast in meinen Taschen nichts zu thun,“ und zerrte ihn nur noch stärker am Halse. Der Canonikus erinnerte sich plötzlich der Eigenschaft eines „Evangelisten,“ deren sich der Handelsmann im Gespräche auf dem Eilwagen gerühmt hatte, und da ihm Erlebnisse mit Leuten dieser Art nicht fremd waren, so hatte er keinen Zweifel mehr darüber, zu welchem Zwecke die Hände des guten Bremensers in die Taschen des Fremden gekommen seyn mochten. Da der entstandene Lärm bereits mehrere Personen herbeigezogen und sogar einige — mit Ausnahme der Spieler — von den grünen Tischen weggelockt hatte, so glaubte der Canonikus einem weiteren Aufsehen, das für seinen ehemaligen Reisegefährten von übeln Folgen werden konnte, schnell vorbeugen zu sollen. Er trat daher rasch zu dem Fremden und bat ihn auf sehr höfliche Weise, doch in seinen Taschen nachzusehen, ob ihm etwas entwendet worden sey, da er, der Canonikus, für die Ehrlichkeit jenes Mannes, den er beim Halse halte, bürgen zu können glaube. Der Fremde warf auf diese Anrede dem Canonikus einen Blick zu, ließ dann den Handelsmann sogleich los, machte Jenem eine freundliche Begrüßung, griff in seine Taschen und — zog nun eine ziemliche Menge kleiner Schriften hervor. „Was soll das?“ fragte er. Der Canonikus schloß hieraus sogleich, daß er richtig geurtheilt hatte, und versprach, dem Fremden die Sache nachher erklären zu wollen, und bat nur, für jetzt zu gestatten, daß der Mann, der ihn mit diesen literarischen Produkten beschenkt habe, sich entfernen dürfe. Er gab dieses zu; mit einem verbindlichen Blicke auf den Canonikus eilte der Handelsmann hinweg und manche Hohnrede der Umstehenden folgte ihm nach.

„Sie kennen also diesen Mann?“ fragte jetzt der Fremde den Canonikus. „Ich bin vor einigen Tagen auf dem Eilwagen mit ihm zusammengetroffen,“ antwortete dieser. „Und wissen Sie, was er mit den Papieren will, die er mir zusteckte?“ „Ich kann mit Bestimmtheit mich nicht aussprechen; aber ich stelle mir vor, zu welchem Zwecke sie dienen sollen, und glaube nicht, mich zu täuschen.“ „Sie stehen in keiner Verbindung mit ihm?“ „Ich habe ihn in meinem Leben nur einmal, wie gesagt, auf dem Eilwagen gesehen.“ „Sie sind ein Geistlicher — ein katholischer Priester?“ „Zu dienen, mein Herr!“ „Werden Sie noch einige Zeit hier verweilen?“ „So hoffe ich.“ „Das ist mir genug. Ich werde noch die Ehre haben, Sie zu sehen und Sie zu bitten, mir, da wir jetzt von zu vielen Zeugen umgeben sind, einige Aufklärung über diese sonderbare Sache zu geben.“ Mit diesen Worten machte der Fremde dem Canonikus eine freundliche Verbeugung und entfernte sich. Dasselbe wollte auch der Canonikus thun, als sich eine bekannte Stimme mit den Worten an ihn wendete: „Sie haben ein eigenes Schicksal mit dem Handelsmann, Herr Canonikus! er verwickelt Sie überall in Controversen.“ Es war die englische Lady, die dieses zu dem Canonikus sprach. Dieser erwiderte, daß er einen Theil der Schuld selbst übernehmen müsse, da er sich unaufgefordert ein Mal in das Gespräch, ein anderes Mal in die Händel des Handelsmannes gemischt habe; zugleich entschuldigte er sich auch, der Lady den zugesagten Besuch noch nicht gemacht zu haben, worauf er die Aufforderung der Gouvernante, die Damen auf einem Spaziergange in den nahen Anlagen zu begleiten und ihnen Aufschlüsse über das Vorgefallene zu geben, höflich annahm.

Am nächsten Morgen beeilte sich der Canonikus, eine Pflicht des Anstandes zu erfüllen und seinen engländischen Bekannten einen Besuch zu machen. Die Gouvernante, die

ihn empfing, stellte ihm die Lady unter dem Namen Viktorine, das teutsche Fräulein unter dem Namen Friederike vor. Man kam wieder auf den Vorfall vom gestrigen Tage zurück und machte sich lustig über das Abentheuer des Handelsmannes. Das Geschäft eines Evangelisten, das der Handelsmann offenbar trieb, lenkte das Gespräch gar bald wieder auf religiöse Gegenstände, und Viktorine bemerkte, daß sie die im Eilwagen geführte Controverse ungerne durch die Ankunft in Frankfurt unterbrochen gesehen habe, da sie allzu begierig gewesen wäre, den Canonikus den von dem Pfarrer geforderten Beweis führen zu hören. „Sie dürfen sich darüber nicht wundern," bemerkte sie weiter, „in England ist es Sitte, daß auch die Damen an religiösen Gegenständen, namentlich auch an religiösen Controversen, lebhaften Antheil nehmen. Sie befinden sich zwar," fuhr die Lady fort, „in unserer Gesellschaft unter Protestanten; aber ich fürchte gar nicht, daß Sie je Anlaß finden werden, sich bei uns über Intoleranz zu beschweren. Ich hoffe daher schon, daß Sie später einmal die Güte haben werden, uns Aufklärung über Ihre Ansichten in Bezug auf die heilige Schrift und auf den Ausspruch der Kirche über dieselbe zu geben." Der Canonikus versicherte, daß es ihm großes Vergnügen machen werde, mit Erlaubniß der Gouvernante dem Verlangen der Lady zu entsprechen. „Es ist," nahm Viktorine wieder das Wort, „seit einiger Zeit auf dem Festlande so viel über die gemischten Ehen verhandelt worden, möchten Sie uns wohl Ihre Meinung darüber sagen, Herr Canonikus?" „Aber ich finde es nicht sehr passend, liebe Lady," fiel die Gouvernante ein, „daß ein junges Frauenzimmer von der Ehe spricht." „Und warum nicht?" fragte Viktorine. „Da wir Frauenzimmer nun einmal doch zum Heirathen bestimmt sind, so halte ich es rein für eine Ziererei, in einer Sache, von der das Glück unserer ganzen Zukunft abhängt, sich nicht einmal erfahrnen Rathes erholen zu

wollen." „Bei Ihnen ist aber solcher Rath ganz überflüssig," entgegnete die Gouvernante, „Mylord wird sich nie einen andern Schwiegersohn wählen, als einen solchen, der gleichen Glaubens mit Ihnen ist. Und lebte Mylady noch, sie würde dem Lord in diesen Grundsätzen ganz beistimmen." „Auch ich denke, wie mein Vater," sprach Viktorine mit einiger Verwirrung, „und ich muß gestehen, es hat mich zu der Frage an den Herrn Canonikus nur die Eitelkeit veranlaßt, von ihm die Denkweise meiner Familie gerechtfertigt zu hören." „Es gewährt uns allerdings Interesse und Sie werden uns sehr verbinden, Herr Canonikus!" redete diesen die Gouvernante jetzt an, „wenn Sie uns Ihre Ansichten über diesen Punkt mittheilen wollen." „Sie haben," begann der Canonikus, „unsere Unterhaltung auf einen Punkt hingeführt, der in neuerer Zeit in Teutschland bis zum Ueberdrusse besprochen worden ist, und ich wünsche sehr, daß Sie einen Beweis des hohen Grades von Hochachtung, wovon ich gegen so verehrte Damen durchdrungen bin, darin sehen mögen, wenn ich Ihnen meine Ansichten über diesen Gegenstand unumwunden darlege, Ansichten, die nicht mir allein angehören, sondern ein Gemeingut aller Derer sind, die — gleichviel, welcher Confession sie angehören — christlich denken. Aller Streit und alle die Wirren, die in neuerer Zeit über diesen Gegenstand entstanden sind, haben ihren Grund in einer unrichtigen und ganz profanen Ansicht, die man über die Ehe gefaßt hat. Man weiß heut zu Tage nur mehr von Heirathen, nichts mehr von christlichen Ehen. Darum hat man die Ehe unter die Categorie der Verträge einregistrirt und es ist in manchen Ländern so weit gekommen, daß sie aller und jeder höheren, d. i. kirchlichen Weihe entkleidet und als bloßer bürgerlicher Vertrag erklärt worden ist.

Viktorine. Das ist zunächst in Frankreich, einem katholischen Lande, geschehen.

Canonikus. Es ist in Frankreich geschehen, als die schlechten Doktrinen der Afteraufklärer bereits allen religiösen Glauben aus den Herzen, wenn nicht der Franzosen, doch des Tonangebenden Theils derselben weggenommen hatten.

Viktorine. Sie glauben also, daß man die Ehe einen Vertrag nicht nennen könne?

Canonikus. Einen Vertrag im gewöhnlichen Sinne nicht, Lady! Es muß bei einer einzugehenden Ehe ein Doppeltes in's Auge gefaßt und wohl von einander unterschieden werden, nämlich Eigenthum und zeitlicher Besitz, was die Eheleute einander zubringen, dann die Personen, welche sich ehelichen. Das Erstere ist nur eine Nebensache bei der Ehe, und darüber können allerdings Verträge abgeschlossen werden. Die Ehelichung selbst aber ist davon ganz unabhängig, was schon daraus hervorgeht, daß sie der Abschließung eines solchen Vertrages nach Belieben vorausgehen oder nachfolgen, ja sogar gar nicht nachfolgen und der vorausgegangene Vertrag wieder aufgehoben werden kann. Die Hauptsache ist daher die Ehelichung der Personen — d. h. die gegenseitige Hingabe der sich vermählenden Personen an einander zur innigsten Lebensgemeinschaft. Diese Hingabe an einander beruht auf keinem äußern Vertrage, kann durch einen solchen weder beschränkt noch erweitert werden, sondern sie ist so rücksichtslos und so ganz vollständig, daß jede Beschränkung und jeder Vorbehalt die Ehe entwürdigen oder profaniren, und sie zugleich zu einer unvollkommenen, und darum nichtigen Ehe stempeln würde. Das Fundament, auf welchem diese Hingebung beruht, ist die innere Gesinnung der gegenseitigen Liebe und Treue, die sich die Eheleute, da nur Gott allein über die innere Gesinnung richten kann, auch nur vor Gott allein einander zusichern können. Dadurch wird die Ehelichung ein religiöser Akt, der aber, wenn er Geltung haben soll, auch in der von Gott eingesetzten religiösen Anstalt, d. h.

in der Kirche, äußerlich erklärt werden, und dadurch seine Weihe und Bestätigung erhalten muß. Mir ist daher die christliche Ehe ein religiöser Akt, durch welchen sich zwei ledige Personen verschiedenen Geschlechtes durch die vollständigste und unbedingteste gegenseitige Hingebung zur sittlichen Einheit des Leibes und Geistes und zur innigsten Lebens-Gemeinschaft vor Gott in seiner Kirche mit einander unzertrennlich verbinden. Und diese meine Ansicht glaube ich auch durch die christliche Lehre vollkommen rechtfertigen zu können.

Viktorine. Mir gefällt Ihre Ansicht von der Ehe in vielen Stücken sehr wohl, Herr Canonikus! Einige Bedenken habe ich aber doch. Zuerst stoße ich mich schon an der „unzertrennlichen" Verbindung. Ist es denn wirklich, daß das Band der Ehe bei den Katholiken unauflösbar ist?

Canonikus. So ist es wirklich, Lady! Die Unauflösbarkeit des Ehebandes liegt schon in der Natur der ehelichen Verbindung und wird von der christlichen Lehre bestätigt. Braut und Bräutigam verbinden sich vor Gott im Angesichte der Kirche durch ein Gelöbniß, das einem Schwure gleich zu halten ist; dieses Gelöbniß geschieht ganz unbeschränkt und unbedingt. Die treulose Verletzung desselben von Seite des Einen Theiles gibt dem andern kein Recht, sich eines unbeschränkt und unbedingt gegebenen Gelöbnisses entbunden zu halten und das Aeußerste, was in einem solchen Falle zuläßig ist, ist, daß der schuldige Theil durch Erkenntniß des kirchlichen Gerichtes von dem unschuldigen ferne gehalten wird. Der religiöse Akt der ehelichen Verbindung wird dadurch in seinen Wirkungen durch eine inmitten liegende Schuld gestört, aber nicht zerstört, und der moralischen Gründe sind nicht wenige, die für eine solche Aufrechthaltung desselben sprechen, so wie auch der Heiland und die Apostel sich ganz unzweideutig in diesem Sinne aussprechen. Christus sagt ausdrücklich, daß den Juden die Ehescheidung von Moses nur gestattet worden

sey „ihrer Herzenshärtigkeit wegen," *) daß es aber im Anfange nicht so gewesen sey und auch fernerhin in seiner Kirche nicht mehr so seyn soll. **) Könnte über die Worte des Herrn eines gewissen Beisatzes wegen, der sich übrigens allein bei Matthäus, nicht aber auch bei Markus und Lukas, findet, noch ein Zweifel übrig bleiben, so müßte derselbe durch die Erläuterungen, die der heilige Apostel Paulus in seinen Briefen gibt, vollkommen und ganz übereinstimmend mit dem Verfahren der katholischen Kirche gelöset werden.

Die Gouvernante säumte nicht, sogleich nach einer Bibel zu greifen und die betreffenden Stellen (1. Cor. 7, 10—11. Röm. 7, 2—3.) mit den Aussprüchen Jesu zu vergleichen.

„Die Herzen der Frauenzimmer," bemerkte hierauf Viktorine, „sind an und für sich schon für die katholische Lehre in diesem Punkte; aber auch die vorgelesenen Bibelstellen scheinen mir ganz klar darzuthun, daß nach dem Gebote des Heilandes und der Apostel die Ehescheidung, d. h. die gänzliche Lösung des Ehebandes und die darauf folgende Wiederverheirathung, nicht erlaubt sey." „Aber es ist doch zu bedenken," fiel die Gouvernante ein, „daß nach dem Verfahren der katholischen Kirche der unschuldige Theil mit dem schuldigen leiden muß."

Canonikus. Es ist allerdings wahr, daß die temporäre Scheidung des schuldigen Theiles und die Nichtgestattung der Wiedervereheliehung für den unschuldigen Theil dem Letzteren als eine Calamität erscheinen kann, eine Calamität, die durch eine unglückliche Wahl und unverschuldet über ihn gekommen ist. Aber wie viele Menschen leben, welche ähnliches oder noch größeres Unglück, und zwar gleichfalls unverschuldet, zu ertragen haben! So lange Irrthum und Täuschung

---

*) Matth. 19, 8.
**) Matth. 19, 9 ff. Mark. 10, 2—12. Luk. 16, 18.

möglich ist, kann auch eine solche Calamität nicht unmöglich gemacht werden; und es ist immer besser, daß Einzelne leiden, als daß die Schranken eines Gesetzes fallen und über dieselben hinweg Uebel hereinbrechen, welche auf die ganze Gesellschaft drücken würden, wie die in allen protestantischen Ländern des Continents so laut werdenden Klagen in dieser Beziehung hinlänglich beweisen.

Viktorine. Sie haben dann auch von einer sittlichen Einheit des Geistes unter den Eheleuten gesprochen. Darf ich bitten, mir zu erklären, wie Sie das verstehen?

Canonikus. Wo das eheliche Bündniß nicht bloß einseitig und materiell aufgefaßt wird, muß es auf der Harmonie der innersten Gesinnung der Eheleute und auf wahrer Uebereinstimmung ihrer Denkart in allen wichtigen Beziehungen des Lebens beruhen. Es wird dadurch, was die Ehe seyn soll, ein Bund der Seelen. Wo das geistige Leben — innere Gesinnung und Denkart — entgegengesetzten Richtungen zustrebt, da ist der Einklang gestört und Spaltung tritt an seine Stelle, bei welcher vollkommenes Glück nicht gedeihen kann.

Viktorine. Ich bin ganz damit einverstanden.

Canonikus. Sie setzen mich dadurch in den Stand, Ihrem Wunsche zu entsprechen und mein Urtheil über die gemischten Ehen abzugeben. Die Religion ist gewiß eine der wichtigsten Angelegenheiten der Menschen — und sollte eigentlich ihre wichtigste seyn. Wenn nun schon in einer so wichtigen Sache eine Meinungsverschiedenheit unter den Eheleuten obwaltet, wenn sogar der Fall seyn kann, daß selbst der religiöse Akt, durch den sie ihre eheliche Vereinigung schloßen, einem Theile weniger heilig ist, als dem andern, so tritt damit eine Störung ein, welche die Hingebung zur vollkommenen sittlichen Einheit mangelhaft erscheinen läßt. Dazu kommt, daß eine Aufgabe der christlichen Ehe ist, daß die Eheleute

einander durch frommen, christlichen Eifer vorleuchten, und in ihrem Streben nach christlicher Vollkommenheit und nach dem Ziele des irdischen Daseyns sich nicht bloß ermuntern, sondern gegenseitig in thätiger Weise sich behilflich seyen. Läßt sich nun, wenn wir einen Blick auf das praktische Leben zurückwerfen, eine solche gegenseitige Unterstützung von Eheleuten, die in Bezug auf die religiösen Lehren und noch mehr auf die dem Seelenheile dienenden Mittel so wesentlich verschiedener Ansicht sind, erwarten? Ja, ich glaube, daß dieses schon von Vornherein bezweifelt werden muß. Da sie nämlich bei Eingehung ihrer Ehe ihre Religionsverschiedenheit als eine gleichgiltige Sache betrachten mußten, so hatten sie ja auch schon voraus jene Aufgabe der christlichen Ehe außer Acht setzen müssen oder geflissentlich auf die Erfüllung derselben verzichten wollen und nicht so fast eine christliche Ehe abgeschlossen, als vielmehr eine Heirath eingegangen, deren Unterschied darin besteht, daß bei der ersten hauptsächlich auch ein religiöser Zweck, bei der zweiten nur zeitliche Rücksichten leiten. Verbindungen dieser letzteren Art sind die Pflegemütter des religiösen Indifferentismus. Aus Gefälligkeit für den andern Ehetheil stirbt in der Regel der Eifer für die eigene Confession ab, ohne daß man einen neuen für die des andern Theils gewinnt. So erstirbt auch mehr und mehr das religiöse, christliche Leben in den Familien; auf dem Familienleben aber beruht das Wohl der Gemeinschaften und des Staates. Wehe aber dem Staate, wo in den Familien der Altar der häuslichen Pietät abgebrochen und der religiöse Glaube als unpassende Reliquie einer abergläubischen Zeit über die Schwelle des Hauses gewiesen wird! Der dafür einziehende Indifferentismus untergräbt die sittliche Kraft der Familiengemeinschaft und nagt darum wie verderbliches Gewürme an den Stützen der Staatsgesellschaft.

Noch ein weiterer, sehr wichtiger Umstand ist zugleich

dabei zu beachten. Die Ehe ist der Boden, in und auf welchem die Pflanzen der Menschheit wurzeln und wachsen. Wie eine Pflanze nur da sich vollkommen ausbilden kann, wo alle klimatischen Verhältnisse für ihr Gedeihen förderlich zusammenwirken: so darf, um mich so auszudrücken, das Gedeihen eines heranwachsenden Menschen nur da gehofft werden, wo die Verhältnisse des Familienbodens, auf dem er steht, für dasselbe wirksam sind. Der Mensch soll aber, wie alle Welt zugestehen wird, nicht bloß physisch, sondern auch religiös und moralisch gedeihen. Wo nun in einer Familie das religiöse Leben zur Sandsteppe geworden ist, welche Kraft soll das junge Familienglied für seine religiöse Bildung aus dem dürren Boden ziehen? Mag es aber auch seyn, daß solche Verhältnisse nicht immer und überall vorhanden sind, mag es immerhin auch gemischte Ehen geben, in welchen jeder Theil der beiden Gatten seiner Confession mit Eifer ergeben ist, so ist doch so viel offenbar und gewiß, daß bei dieser Spaltung des Vaters und der Mutter in Bezug auf Religion ihr Einfluß auf die religiöse Erziehung ihrer Kinder nur ein einseitiger, gelähmter und weit minder wirksamer seyn kann, als in Familien, wo in dieser Beziehung Uebereinstimmung unter den Aeltern herrscht. Daß aber unter solchen Umständen auch das religiöse Gedeihen der Kinder in der Regel nur ein unvollkommenes seyn kann, liegt klar am Tage.

Endlich glaube ich noch anführen zu müssen, daß gerade in gemischten Ehen letzterer Art, in welchen der Indifferentismus keine Herrschaft hat, bei zunehmendem Alter der Kinder die zwischen den Eheleuten obwaltende confessionelle Spaltung immer stärker hervortritt und für das friedliche, einige Zusammenleben der Eheleute nicht ohne große Gefahr bleibt. Denn, geehrteste Lady! Gebäude, deren Grundfesten Lücken haben, können täglich einstürzen.

Viktorine. Ich würdige vollkommen, was Sie gesagt

haben, Herr Canonikus! kann aber doch nicht unterlassen, zu bemerken, daß mir Personen, deren Aeltern gemischter Confession waren, bekannt sind, deren christlicher Sinn entschieden ist und den Vorzug vor demjenigen mancher Andern haben dürfte, die nicht aus einer Mischehe entsprungen sind. Eben so gibt es auch gemischte Ehen, in welchen Gatte und Gattin, ungeachtet der Verschiedenheit der Confession, in glücklichster Eintracht zusammenleben.

Canonikus. Ich will, verehrte Lady! Ihre Behauptung durchaus nicht bestreiten; denn wo in der Welt gäbe es von einer Regel nicht eine oder einige Ausnahmen? Wenn Sie Ihre Blicke auf die höchsten Kreise der Gesellschaft richten und darauf Ihr Urtheil gründen, bin ich insoferne mit Ihnen einverstanden, als in denselben die Erziehung bekanntlich nur im geringsten Theile von den Aeltern abhängt, sondern ihrem größten Umfange nach eigens dazu aufgestellten Personen übertragen ist. Dasselbe Bewandtniß hat es in diesen Kreisen auch mit dem ehelichen Leben selbst. Das Verhältniß der Ehegatten zu einander ist ein durch allerlei Vorschriften so sehr bezeichnetes und abgemessenes, daß Mißverhältnisse gewöhnlicher Art dabei gar nicht denkbar sind. Wenden Sie Ihr Augenmerk aber von der Einzelnheit ab und richten Sie es auf die große Masse der Gesellschaft hin, dann ist es gewiß, daß die Regel überall das Urtheil bestätigen wird, das ich auf Ihren Wunsch mit offener Gesinnung abgegeben habe.

Gouvernante. Und Sie schweigen ganz, Fräulein Friederike?

Friederike. Ich wünschte nur, daß es kein Beispiel gäbe, durch das der Herr Canonikus sein Urtheil rechtfertigen könnte.

Canonikus. Dieser Wunsch, mein Fräulein! macht Ihrem Herzen ebenso viele Ehre, als er für mich verbindlich

ist. Ich möchte Ihnen, zum Besten der Menschheit, vollkommen beistimmen; leider aber bietet das Leben, nicht bloß in den gewöhnlichen, sondern auch in den höheren Kreisen der traurigen Belege für die Richtigkeit meines Urtheiles nur zu viele dar. Vor wenigen Tagen erst hatte ich mich in Frankfurt eines Auftrages zu entledigen, der mich mit einem solchen Beispiele bekannt machte, durch das ich noch jetzt wahrhaft schmerzlich aufgeregt bin.

Viktorine. O theilen Sie uns doch — wenn es seyn darf — Einiges davon mit!

Canonikus. Ich thu' es mit Vergnügen, wenn es den Damen Unterhaltung gewährt. — Es war mir bei meiner Abreise aus Bayern der Auftrag geworden, einer in Frankfurt wohnenden Dame Briefe zu überbringen. Ich stehe mit der Familie, von der mir jener Auftrag zugegangen war, in freundschaftlichen Beziehungen, was mich bewog, die Briefe persönlich an die Dame zu übergeben. Ich hatte sie früher selbst einige Male gesehen und gesprochen; sie war damals eben Braut und prangte in vollkommener, jugendlicher Schönheit. Zwanzig volle Jahre waren seitdem verflossen; es ist aber eine Eigenheit der menschlichen Vorstellung, sich Personen noch immer so zu denken, wie sie damals waren, wo man sie kennen gelernt hat, den inmitten liegenden langen Zwischenraum aber, in welchem man einander nicht mehr gesehen hat, gar nicht in Anschlag zu bringen. Mit einer Illusion ähnlicher Art kam ich in die Wohnung der Dame. Um so größer war hier meine Ueberraschung. Statt jenes jugendlichen Bildes, das meiner Erinnerung aus ferner Zeit noch vorschwebte, stand ein Frauenzimmer vor mir, das schnell und über ihre Jahre hinaus gealtert hatte. Ihr einst so volles, rosiges Gesicht war eingefallen, die Furchen des Kummers durchzogen es und Gram sprach aus allen seinen Zügen. Ich war erschüttert bei diesem Anblicke und verlegen zugleich. Ich zweifelte,

ob ich vor der Person stand, an welche meine Briefe lauteten. Ich stellte daher die Frage, ob ich die Ehre hätte, der Frau von N. aufzuwarten. Eine halb schüchterne, halb verlegene Bestätigung überhob mich weiteren Zweifels. Ich entledigte mich meiner Aufträge und nahm auf die Einladung der Dame Platz. Unsere Unterredung betraf anfänglich das Befinden ihrer Freunde in Bayern. Sie hörte, was ich ihr mittheilen konnte, wie mir schien, mit wehmüthigen Rückerinnerungen. Auf ihren Wunsch, zu wissen, wessen Bekanntschaft sie mache, nannte ich ihr meinen Namen und Stand, und da sie sich des ersteren durchaus nicht mehr zu erinnern schien, machte ich sie aufmerksam, daß ich zu jener Zeit schon, wo sie noch Braut gewesen, Zutritt bei ihrer Familie gehabt und auch von ihr damals gekannt gewesen wäre. Allmählig erinnerte sie sich dessen wieder. „Ach," rief sie, „wie haben sich unterdessen die Verhältnisse geändert!" Ein Gefühl bitterer Wehmuth überwältigte sie und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen hervor. Die Lebensschicksale, die sie getroffen hatten und die sie mir hierauf in gedrängter Kürze mittheilte, zeigten mir, wie gerecht diese Thränen floßen. Amalie von N. gehörte einer nicht sehr wohlhabenden, aber sehr geachteten adelichen Familie in Bayern an. Sie war zwanzig Jahre alt, als sie die Bekanntschaft eines damals in bayerischen Diensten stehenden Offiziers machte, der aus einer adelichen Familie im Auslande stammte. Das junge Frauenzimmer machte Eindruck auf den Offizier und er hielt bei ihrer Familie um ihre Hand an. Die Aeltern hatten wohl einige Bedenken, da ihre Tochter der katholischen, der Offizier aber der protestantischen Confession zugethan war. Indeß fügten sie sich den eigenen Wünschen ihrer Tochter und die Ehe wurde geschlossen. Das erste Jahr derselben war ein vollkommen glückliches für die beiden jungen Eheleute. Aber schon im zweiten Jahre änderte sich das Betragen des jungen Ehemannes

gegen seine Gattin sehr auffallend. Er war gewohnt, ziemlichen Aufwand zu machen und, wie er sich ausdrückte, standesgemäß zu leben; dazu wurde er auch durch Geldzuschüsse, die er zu seiner Gage von seiner Familie bezog, in den Stand gesetzt. Diese Zuschüsse floßen aber auf einmal spärlicher und hörten endlich ganz auf. Der Offizier hatte seine Ehe ohne bestimmte Einwilligung seiner Familie abgeschlossen, schon dieses brachte dieselbe gegen ihn auf; er hatte aber überdieß noch eine katholische Braut heimgeführt, darüber waren die Seinigen vollends entrüstet. Die Entziehung der bisherigen Unterstützungen regte aber auch andrerseits in dem Offizier den höchsten Unwillen auf, dessen Ausbrüche gewöhnlich seine Gattin zu tragen hatte. In den — nun sehr häufig sich einstellenden — Stunden des Mißmuths verwünschte er den religiösen Glauben seiner Frau als die Quelle alles über ihn hereingebrochenen Unglücks, und einmal daran gewöhnt, in dem katholischen Bekenntnisse seiner Gattin den Ursprung der Zerwürfnisse mit seiner Familie und der daran geknüpften Nachtheile zu sehen, konnte ihn Alles beinahe in Wuth versetzen, was ihn an jenes Bekenntniß erinnerte. Religiöse Bilder, die der Katholik als Erinnerungen an so manche Geheimnisse des Glaubens oder an evangelische Begebenheiten in seinen Wohnungen so gerne um sich zu haben pflegt, wollte er nirgends erblicken; ja selbst die religiösen Uebungen seiner Gemahlin, z. B. ein Kirchenbesuch, gaben ihm Anlaß zu verletzenden Spottreden über den „dummen Aberglauben" der Katholiken und rissen ihn nicht selten zu noch härteren Aeußerungen des Zornes hin. Schon diese Lage war für die Gattin, die mit vieler Zärtlichkeit an ihrem Gemahle hing, eine sehr traurige und kummervolle; aber dieselbe wurde noch gesteigert, als Amalie gegen das Ende des zweiten Jahres ihrer Ehe Mutter einer Tochter wurde und für dieselbe die katholische Taufe verlangte. Dieses Verlangen setzte den Vater

beinahe in Wuth. Laut äußerte er, daß ein katholischer Pf.... es nicht wagen dürfe, über die Schwelle seiner Wohnung zu kommen, daß durch die katholische Taufe jede Hoffnung auf eine endliche Aussöhnung mit seiner Familie erst ganz abgeschnitten würde, daß er die dem Manne zustehende Gewalt zu gebrauchen und die protestantische Taufe und Erziehung seiner Tochter zu sichern wissen werde. Da vor Eingehung ihrer Ehe darüber nichts bestimmt worden war, mußte Amalie, um sich nicht noch schwereren Begegnungen ihres Mannes auszusetzen, nachgeben und geschehen lassen, was dieser anordnete.

Zu diesen Leiden, welche auf die unglückliche Frau einstürmten, gesellten sich bald noch neue. Obschon die Unterstützungen von Seite seiner Familie ausblieben, wollte Amaliens Gatte seine bisherige Lebensweise dennoch nicht einstellen. Er sah sich dadurch genöthigt, Schulden zu machen, die er bei einer dereinstigen Verständigung mit den Seinen, worauf er immer noch hoffte, wieder tilgen zu können glaubte. Ohnehin nicht vollkommen zufrieden im häuslichen Kreise suchte er Zerstreuung und Vergnügen in der größern Welt und dadurch wurde sein Aufwand nur noch vermehrt, wodurch zuletzt — es war im fünften Jahre dieser unglücklichen Ehe — die Schuldenmasse, die er zusammengehäuft hatte, so groß wurde, daß, wenn mit Befriedigung der dringendsten Gläubiger noch länger gezaudert wurde, des Schuldners öffentliche Ehre und seine Stellung als Offizier auf dem Spiele stand. In dieser sehr mißlichen Lage hatte Amalie das ganze Zentnergewicht des Unmuthes ihres Gatten zu tragen. Ihr wurde das ganze Unglück, das auf ihnen lastete, aufgebürdet. Wäre ihr katholischer Aberglaube nicht, wurde ihr vorgeworfen, so würden ihre Verhältnisse ganz anders beschaffen seyn; ihre thörichte Bigotterie trage die Schuld alles Uebels. Endlich kam die Sache so weit, daß der Offizier seiner Gattin gestand, daß

kein anderes Mittel der Rettung für ihn übrig sey, als daß sie zum protestantischen Bekenntnisse übertrete, wodurch er die verlorne Gunst der Seinigen und dadurch die Mittel zu erlangen hoffe, seine Gläubiger zu befriedigen und die Ehre seines Namens zu retten. Amalie hing zwar mit aufrichtiger Liebe an ihrem Gatten und wäre gerne bereit gewesen, ihm ihr Leben zum Opfer zu bringen; das Opfer ihres Glaubens aber schien ihr dennoch zu groß. Allein da ihr Gatte fortfuhr, in sie zu dringen, da er auf einer Seite drohte, im Weigerungsfalle eine schauderhafte Katastrophe herbeizuführen, auf der andern aber bemüht war, seiner Gattin und ihrer Tochter, wenn sie seinen Wünschen sich fügte, eine glänzende Zukunft zu verheißen, da er beabsichtige, in diesem Falle die bayerischen Dienste zu verlassen und in die des Herzogs von N.**, in dessen Gebiete die Güter seiner Familie gelegen waren, überzutreten, durch welchen Schritt die Seinigen gewiß vollkommen ausgesöhnt würden: da war die schwache Frau unfähig, länger zu widerstehen; sie suchte das Widerstreben ihres Herzens mit Hoffnungen der Zukunft niederzukämpfen und versprach nun ihrem Manne, in Alles zu willigen, was er von ihr verlangen würde. Herr von N., wie es schien, nun ganz glücklich durch dieses Versprechen, reichte sofort seine Entlassung aus bayerischen Diensten ein und begab sich nach F.**, wo sein erstes Geschäft war, dafür zu sorgen, daß seine Frau in die protestantische Gemeinschaft aufgenommen würde. Einer der bittersten protestantischen Pastoren in F.**, Dr. Fr., sollte ihr den nöthigen Unterricht zu dem Schritte, den sie vorhatte, ertheilen. Die heftigen Ausfälle dieses Mannes gegen die katholische Kirche, seine Schmähungen gegen ihre Priester, wären, hätte Amalie noch eine Wahl gehabt, eher geeignet gewesen, sie von ihrem Vorsatze abzuschrecken, als sie darin zu bestärken. Um einer so lästigen Unterrichtsweise los zu werden, erklärte Frau von N., daß sie sich für

hinreichend belehrt halte und wurde auch ohne weiteren Anstand als Glied der protestantischen Gemeinschaft aufgenommen. Mit einem pfarramtlichen Zeugnisse darüber eilte nun Herr von N., seine Gemahlin und Tochter in F.** zurücklassend, zu seinen Verwandten, und versprach, in kürzester Zeit und gewiß unter den günstigsten Umständen wieder zurückzukehren.

Unterdessen hatte sich in seinen Familienverhältnissen Manches geändert. Ein älterer Bruder des Herrn von N. hatte die väterlichen Güter als Majorat übernommen und der Erstere konnte nur noch eine festgesetzte jährliche Rente ansprechen, von welcher sich der Majoratsherr mittelst einer durch beiderseitiges Uebereinkommen zu bestimmenden und ein für alle Mal auszuzahlenden Summe auch abzukaufen bereit erklärte. Verschiedene Umstände, besonders aber die Rücksicht auf seine Schulden, bewogen Herrn von N., den Vorschlag seines Bruders anzunehmen, wodurch er sich in den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens gesetzt sah. Er kehrte mit demselben zu deu Seinigen nach F.** zurück, führte seine Schulden ab und fing nun an, mit dem noch sehr ansehnlichen Reste seines Vermögens in Papieren zu spekuliren und dabei dem Vergnügen zu leben. Die Bewerbung um eine Offiziersstelle in herzoglich N.**'schen Diensten schien ganz vergessen zu seyn. Dieses sowohl, als überhaupt die Lebensweise ihres Mannes, ohne Zweifel auch stille Vorwürfe ihres Gewissens über den ohne Ueberzeugung gethanen Schritt der Religions-Aenderung, erfüllten Amalie mit sichtbarem Kummer. Die Wahrnehmung desselben scheuchte ihren Gatten nur noch mehr aus dem häuslichen Kreise fort und führte ihn dem Treiben des öffentlichen Lebens zu. Amalie war zwar auf alle Weise bemüht, die Leiden ihres Innern den Blicken ihres Mannes zu verbergen und ihn mehr an das häusliche Leben zu fesseln; allein neue Unfälle ergaben sich, die in Herrn von N. den alten Unmuth in noch größerer Stärke aufleben und seine

Gattin alle Folgen davon empfinden ließen. Herr von N. hatte unglücklich spekulirt und einen großen Theil seines Vermögens verloren. Durch Spielen suchte er nun das Verlorne wieder zu erringen und kam dadurch in seinen Vermögens-Verhältnissen nur immer weiter herunter, so daß er in Kurzem wieder eine bedeutende Schuldenlast hatte. Unzufrieden und zerfallen mit sich und der Welt machte er nach so vielen Opfern, die seine Frau ihm gebracht hatte, dieser dennoch Vorwürfe, daß sie die einzige Ursache seines Unglücks sey, daß sie den Wechsel der Religion nicht aus Ueberzeugung vollzogen, daß ihn dieses hindere, sie in seine Familie einzuführen und sich dadurch materieller Vortheile theilhaftig zu machen, die er so entbehren müsse. Auf eine für seine Gemahlin sehr kränkende Weise sprach er davon, wie er in seinem Vaterlande reiche protestantische Fräulein hätte ehelichen und dadurch weit glücklicher werden können. Amalie erbot sich zu jedem Opfer, das ihn in bessere Verhältnisse zu versetzen im Stande wäre; aber welches Opfer war noch übrig, das sie ihrem Gemahle nicht schon gebracht hätte? Unterdessen war die Lage desselben eine sehr mißliche geworden; seine Gläubiger drängten ihn von allen Seiten und er war unfähig, sie zu befriedigen. Kurz, meine Damen! es kam so weit, daß Herr von N. eines Tages verschwunden war, ohne daß seine Gemahlin oder sonst Jemand wußte, wohin er sich begeben habe. Die Lage der unglücklichen Frau war nun eine wahrhaft schreckliche. Ihres wenigen Eigenthums, das sie noch hatte, bemächtigten sich die Gläubiger ihres Mannes, ihre Aeltern waren gestorben und unter ihren Verwandten Niemand in solchen Verhältnissen, daß sie eine nachhaltige Unterstützung von ihnen erwarten konnte. So sah sie sich mit ihrer Tochter bald dem drückendsten Mangel preisgegeben, in welchem ihr nur noch ein Mittel übrig blieb, das sie mehr ihres Kindes wegen, als um ihrer selbst willen, ergriff, nämlich

das Mittel, sich an die Verwandten ihres Mannes zu wenden. Sie reisete persönlich zu ihrem Schwager und stellte ihre trostlose Lage vor. Sie wurde besser aufgenommen, als sie gehofft hatte; gleichwohl waren es sehr harte Bedingungen, unter welchen man mit ihr verhandelte. Man versprach ihr nur dann eine ihre Existenz hinreichend sichernde jährliche Unterstützung, wenn sie sich dazu verstehen wolle, außerhalb des Herzogthums N.** an einem beliebigen Orte zu wohnen, ihre Tochter der Familie zu überlassen, in der sie standesmäßig und bestens erzogen werden sollte, und endlich ihre Tochter nie ohne vorher eingeholte Erlaubniß der Familie zu besuchen. Es währte lange, bis Frau von N. auf den Vorschlag der letzteren zwei Punkte einging; ihre hilflose Lage aber ließ ihr am Ende keine Wahl mehr übrig. Was mochte sie empfinden, als sie nun auch von dem Theuersten, von ihrem geliebten Kinde, scheiden mußte, das sie, wie sie mir versicherte, seitdem nicht mehr sehen durfte! Und, wenn auch gegen Mangel gedeckt, wie trostlos und freudenleer ist doch das Leben dieser Frau! —

Fräulein Friederike unterbrach jetzt mit lautem Schluchzen die Erzählung des Canonikus. Auch Viktorine weinte. „Sie sind sehr gefühlvoll," sprach der Canonikus, an Friederike sich wendend, „und nehmen lebhaften Antheil an dem traurigen Geschicke meiner unglücklichen Landsmännin!" Ach, rief Friederike, Sie haben uns die Geschichte meiner armen Mutter erzählt! „Wie, Ihrer Mutter?" fragte der Canonikus erstaunt. Gewiß! gewiß! Sie haben uns die Namen des unglücklichen Ehepaars nicht genannt! O ich bitte Sie dringend um diese Namen! — „Ich bedauere, mein Fräulein!" entgegnete der Canonikus, „aber ich glaube nicht befugt zu seyn, sie zu nennen. Beruhigen Sie sich aber; es ist möglich, daß Sie im Irrthume sind." Ach, ich glaube es nicht, fuhr Friederike sehr aufgeregt fort, gestehen Sie nur, Sie redeten von einem

Herrn — von Steinheim. „Sie zeigen mir dadurch, daß Sie die Verhältnisse dieser Familie kennen — ich gestehe Ihnen also: ja, von dieser Familie redete ich.“

Unbeschreiblich war die Aufregung der Frauenzimmer bei diesem Zugeständnisse des Canonikus. Besonders Friederike rief unter hervorstürzenden Thränen: Wo, wo also lebt meine gute, seit so vielen Jahren nicht mehr gesehene Mutter? „In Frankfurt,“ antwortete der Canonikus, „wo ich sie, wie ich Ihnen erzählte, noch vor Kurzem besucht habe.“ Morgen, morgen, begann Friederike auf's Neue, morgen will ich, muß ich hin und mich an ihr mütterliches Herz werfen! Mit inniger Theilnahme suchte Viktorine ihre Freundin zu beruhigen und, selbst noch weinend, umarmte sie sie und gab ihr die Zusage, daß sie sogleich am nächsten Morgen nach Frankfurt sich begeben wollten. Auch die Gouvernante fand keinen Anstand, einzuwilligen, und nur mit Mühe konnte sich der Canonikus jetzt den Danksagungen Friederikens entziehen für die mitgetheilte Erzählung, welche ihr auf die Spur des ihr so lange verheimlichten Aufenthaltsortes ihrer Mutter verholfen habe. Mit dem Versprechen, ihn nach der Rückkehr von allen Vorgängen genau zu unterrichten, wurde der Canonikus, nachdem er noch genaue Auskunft über die Adresse der Frau von Steinheim hatte geben müssen, endlich entlassen, und die Frauenzimmer fingen sogleich an, Anstalten zur beschlossenen Reise für den kommenden Tag zu treffen.

Viertes Kapitel.

Der Ausflug nach Bieberich.

Die Frauenzimmer waren von ihrer Reise nach Frankfurt bereits wieder zurückgekehrt, als eines Morgens bei dem Canonikus ein Besuch sich meldete. Der Kaufmann von Bremen und der protestantische Pfarrer, der die Reise von Hanau nach Frankfurt auf dem Postwagen mitgemacht hatte, waren es, die bei ihm eintraten. Nach freundlicher Bewillkommnung erklärte der Erstere, daß er vorzüglich komme, um dem Canonikus seinen Dank abzustatten für den Beistand, den er ihm gegen den fremden Herrn geleistet, der ihn wahrscheinlicher Weise für einen Dieb gehalten habe. Er hätte seine Schuld, setzte er hinzu, schon früher abtragen wollen; aber er habe unmittelbar nach dem unangenehmen Vorfalle von Wiesbaden abreisen müssen, um Geschäfte in der Umgegend abzuthun. Bei seiner gestrigen Rückkehr habe er den Herrn Pfarrer getroffen, der hier die Bäder gebrauche und sogleich, nachdem er von dem Aufenthalte des Canonikus gehört, den Wunsch ausgedrückt habe, ihn gleichfalls zu besuchen, und — fügte der Pfarrer selbst hinzu — eine alte Bekanntschaft zu erneuern, die, wie er überzeugt sey, die Verschiedenheit des religiösen Glaubensbekenntnisses nicht beeinträchtigen könne. Der Canonikus gab dem Pfarrer dieselbe Versicherung und das Gespräch wendete sich nun bald zu einer launigen Besprechung der Verlegenheit, in welche der Bremenser Kauf-

mann durch seinen evangelistischen Eifer gerathen war. Es war ein schöner, heiterer, warmer Septembermorgen. Der Canonikus schlug einen Spaziergang im Freien vor und sein Vorschlag fand Beifall. Schon die Treppe seiner Wohnung herabsteigend erhielt der Canonikus ein Billet von der Gouvernante Viktorinens, in welchem er zu einem nachmittägigen Ausfluge nach Bieberich eingeladen wurde. Er verständigte sogleich seine beiden Bekannten von dieser Einladung, und schlug ihnen vor, an dem Ausfluge Theil zu nehmen, da auch sie in den Frauenzimmern alte Bekannte treffen würden. Mit Vergnügen wurde die Zusicherung der Theilnahme gegeben und der Morgenspaziergang unter allerlei Gesprächen fortgesetzt. Um eine Stunde früher, als gewöhnlich, wurde ein Mittagsmahl eingenommen und dann ging es frisch an den neuerstehenden, prachtvollen Gebäuden vorüber dem Eisenbahnhofe zu. Die Frauenzimmer waren schon dort. Viktorine und Friederike waren sehr erfreut, in den Begleitern des Canonikus vormalige Reisegefährten zu erkennen und begrüßten sie freundlich. Die Glocke gab bald darauf das Zeichen der Abfahrt, man stieg in den Wagen und nach einem kurzen Fluge von Dreiviertelstunden war man in dem schönen Bieberich. Der erste Gang war an das Ufer des Rheins, der hier seine grünlichen Fluten in stiller, ruhiger Majestät hinabwälzt und nicht sehr ferne durch eine Insel in zwei Arme getheilt wird. Aufwärts sehend erblickt man die herrlichen Zinnen von Mainz, und das teutsche Herz fühlt sich mächtig gehoben, die gesegneten Ufer zur Rechten und Linken als gemeinsame Theile des germanischen Vaterlandes begrüßen zu können. Rauchende Schlöte der im Pfeilenfluge daherbrausenden Dampfschiffe ziehen von einer Viertelstunde zur andern den neugierigen Blick an, und höfliche Begrüßungen von Seite der zahlreichen Passagiere am Verdecke werden vom Ufer aus mit freundlichen Gegengrüßen erwidert. Es ist ein Bild des Lebens. Die

Menschen fliegen an einander vorüber, grüßen, als ob sie Bekannte wären, und sehen sich nie wieder.

Vom Rheine hinweg schlug unsere Gesellschaft eine Promenade in den herrlichen Schloßgarten ein, den sie nach allen Richtungen hin durchwanderte, heiteren Gesprächen dabei sich überlassend. Friederike allein war schweigsam und stille, Melancholie schien über ihr Angesicht verbreitet. Sie hatte nach mehreren Jahren der Trennung die Mutter, der sie als Kind entrissen wurde, deren Bild sie unaufhörlich, träumend im Schlafe und im Wachen, sich vorschweben sah, wieder gefunden. Es war ein glückseliges Gefühl, das sie empfand, als sie an ihrem Herzen lag, als sie endlich die Sprache wieder fand und „Mutter! Mutter!" stammeln konnte. Eine Stimme vom Himmel schien es ihr, die ihr entgegenschallte: „Liebe Tochter! Geliebtes Kind!" Wie schnell vergingen ihr die Stunden in ihrer Nähe! Ach, wie schwer war für sie die abermalige Trennung! So gerne hätte Friederike die geliebte Mutter nach Wiesbaden mitgenommen, auch Viktorine wäre es zufrieden gewesen; nur die Frau von Steinheim selbst und die Gouvernante trugen Bedenken. Frau von Steinheim fürchtete, daß an einem so frequenten Orte, wie in Wiesbaden, ihr Aufenthalt und Umgang mit ihrer Tochter der Familie Steinheim nicht verborgen bleiben und zu Verwicklungen führen könnte, die für sie ebenso unangenehm als nachtheilig werden konnten. Dankbarkeit und gegebenes Versprechen mußten über ihre mütterliche Zärtlichkeit siegen und Mutter und Tochter fanden Trost in dem Versprechen, vorläufig die Möglichkeit gegenseitigen Besuches eifrig zu benützen. Während daher die übrige Gesellschaft von allen den interessanten Gegenständen sich unterhielt, die hier so reichlichen Stoff zum Gespräche darboten, waren Auge und Ohr Friederikens verschlossen und ihre Gedanken weilten — bei ihrer Mutter. — Ermüdet vom Spaziergange, suchte man endlich einen Ruheplatz,

und Viktorine, welche die Niedergeschlagenheit Friederikens und die Ursache davon wohl errieth, suchte das Gespräch auf einen Gegenstand zu lenken, von dem sie hoffte, daß er das Interesse ihrer Freundin in Anspruch nehmen und sie aus dem traurigen Nachsinnen, dem sie sich überließ, erwecken würde.

„Was wir," begann Viktorine, „bei unserer Trennung in Frankfurt nicht gehofft, das hat sich auf ganz unvermuthete Weise dennoch ergeben; die ganze Gesellschaft des Eilwagens, den Condukteur allein ausgenommen, hat sich wieder zusammengefunden. So geht es im Leben. Wenn ich nicht irre, ist es ein teutsches Sprichwort, welches sagt: Berge und Thäler kommen nimmer zusammen; aber die Menschen. Unserm Herrn Canonikus soll aber die Erfüllung dieses Sprichwortes nicht zu Gute kommen; er soll uns Rede stehen über seine auf dem Eilwagen gemachten Behauptungen. Meinen die Herren nicht auch?"

Handelsmann. Ein köstlicher Einfall, der ganz meinen Beifall hat!

Pfarrer. Ich muß das ganz dem Belieben des Herrn Canonikus überlassen.

Canonikus. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so bin ich recht gerne bereit, Ihren Wünschen zu entsprechen.

Viktorine. Wenn ich mich noch recht entsinne, so obwaltete eine Controverse unter Ihnen über die Glaubwürdigkeit der Bibel. Der Herr Pfarrer stützt die Glaubwürdigkeit der heiligen Schriften auf die historischen Zeugnisse, die sich für sie aussprechen, der Herr Canonikus aber auf den Ausspruch der Kirche. War es nicht so, meine Herren?

Canonikus. Ich bewundere die Aufmerksamkeit, Lady! die Sie unserm theologischen Gespräche zuwendeten. Es ist allerdings so.

Pfarrer. Der Herr Canonikus beliebte zu bemerken, daß er nicht einem menschlichen Zeugnisse, sondern einer von

Jesus eingesetzten Autorität, deren Aussprüche wegen des verliehenen heiligen Geistes und des immerwährenden Beistandes Jesu halber Wahrheit seyn müßten, Glauben beimesse.

Canonikus. Das ist es allerdings, was ich gesagt habe.

Pfarrer. Es kommt Ihnen nun zu, zu beweisen, daß Jesus wirklich eine solche Autorität eingesetzt und sie in solchem Grade der Wahrheit versichert habe, daß man ihr unbedingt Glauben beimessen müsse. Ich gestehe, daß ich diesen Beweis schon aus dem Grunde für sehr schwer halte, weil Sie gar nicht im Stande sind, zu beweisen, daß Jesus eine Kirche stiftete, ohne daß Sie dabei die Bibel zu Hilfe nehmen.

Canonikus. Für so schwer halte ich diesen Beweis nicht und habe auch, um darzuthun, daß Jesus eine Kirche stiftete, die Bibel nicht nöthig. Sagen Sie mir, Herr Pfarrer! was ist älter, das neue Testament oder die Kirche?

Pfarrer. Darüber kann kein Zweifel seyn. Die Kirche ist natürlich älter.

Canonikus. Wenn also die Kirche älter ist, als die Bibel des neuen Testamentes, so ist es auch nicht nöthig, die Kirche erst aus der Bibel zu beweisen; denn wie hätte die Existenz der Kirche damals bewiesen werden können, wo es noch gar keine Bibel gab? Ein solcher Beweis ist überhaupt unnöthig. Die Existenz der Kirche, Herr Pfarrer! ist eine Thatsache, die so fest steht, wie das Daseyn der Sonne, und auch dann feststehen würde, wenn es gar keine Bibel gäbe.

Pfarrer. Wenn ich Ihnen dieses auch zugeben will, wie wollen Sie aber beweisen, daß sie eine von Jesus angeordnete Autorität sey, der das Privilegium verliehen worden ist, in Allem, was sie lehrt, die Wahrheit zu verkünden?

Canonikus. Da Sie mir zugeben müssen, daß es eine Kirche gegeben hat, ehe die Evangelien geschrieben waren, so

müssen Sie auch zugestehen, daß es Christen und christliche Gemeinden gab, ehe ein neues Testament existirte.

Pfarrer. Ganz gewiß, denn die Christen und christlichen Gemeinden bilden ja die Kirche.

Canonikus. Diese Christen und christlichen Gemeinden mußten aber doch auch gewiß die christliche Lehre kennen und glauben?

Pfarrer. Darüber kann kein Zweifel sein.

Canonikus. Auf welchen Grund aber glaubten sie? Auf keinen andern, als auf das Ansehen Derer, die ihnen predigten. Die Predigenden beriefen sich auf kein neues Testament, auf kein Evangelium; als Abgesandte Jesu traten sie auf und auf die Autorität dieses Charakters hin verlangten sie Glauben für die Lehre, die sie verkündeten. Die Hörenden fragten ebenso wenig nach schriftlichen Nachweisen und konnten, da die Evangelien noch gar nicht geschrieben waren, auch nicht darnach fragen; sondern sie erkannten die Autorität jenes Charakters an und auf den Grund desselben glaubten sie.

Pfarrer. Dabei ist aber wohl zu bemerken, daß diese Prediger die Apostel und Schüler Jesu, also die unmittelbaren Zeugen seiner Lehre, waren, die sie aus seinem Munde empfangen hatten. Zwischen diesen Lehrern und den späteren ist demnach ein großer Unterschied.

Canonikus. Diesen Unterschied kannte man in den ersten Zeiten des Christenthums durchaus nicht.

Schon im Anfange waren es nicht die Apostel allein, welche die Lehre Jesu verkündeten; andere von ihnen autorisirte Männer thaten dasselbe. So z. B. Apollo, Silas, Titus, Timotheus. Es fiel Niemand ein, diesen Lehrern weniger Glauben beizumessen, als den Aposteln.

Entfernen wir uns aber, lieber Herr Pfarrer! um einige fünfzig Jahre von dem apostolischen Zeitalter. Wenn in

dieser Zeit die Schriften des neuen Testaments auch schon alle abgefaßt waren, waren sie deßwegen auch schon in einer Sammlung vorhanden, wie wir sie jetzt haben?

Pfarrer. Das glaube ich nicht.

Canonikus. Gewiß nicht! Einige Gemeinden hatten einen oder einige Briefe von diesem oder jenem Apostel; eine Gemeinde hatte eine Abschrift des Evangeliums des Matthäus, eine andere eine Abschrift des Evangeliums von Lukas. Eine vollständige heilige Schrift des neuen Testaments in unserm Sinne hatte gewiß noch keine Gemeinde. Zuverläßig wurde diesen Gemeinden aber nichtsdestoweniger die christliche Lehre gepredigt und ganz zuverläßig haben sie sie auch als Wahrheit angenommen und geglaubt. Es konnte also wieder nur die Autorität des Charakters Derjenigen seyn, welche predigten, auf deren Grund hin die gläubige Annahme geschah. Gehen wir aber noch weiter von dem apostolischen Zeitalter weg, gehen wir um ein Paar Jahrhunderte vorwärts! Ich nehme an, daß die heiligen Schriften des neuen Testaments in dieser Zeit größtentheils bekannt waren. Tertullian († 220) und Irenäus reden wenigstens schon von den vier Evangelien und der Apostelgeschichte. Glauben Sie aber, daß deßwegen das neue Testament auch schon allgemein verbreitet war?

Pfarrer. Das glaube ich allerdings nicht. In einer Zeit, wo die Buchdruckerkunst noch nicht bekannt und die Abschriften von Büchern so theuer waren, daß sie nur in den Besitz von Einzelnen gelangen konnten, war dieses auch unmöglich.

Canonikus. Wir wissen aber, daß um diese Zeit nicht nur die christlichen Gemeinden schon sehr zahlreich waren, sondern daß auch der christliche Glaube gerade damals in schönster Blüthe stand. Worauf gründeten aber die Gläubigen alle die Annahme der christlichen Lehre? Auf keine Schrift,

sondern auf die Autorität der Verkünder des göttlichen Wortes.

Pfarrer. Ich erlaube mir, Sie hier wohl darauf aufmerksam zu machen, daß Sie selbst sagen: „auf die Autorität der Verkünder des göttlichen Wortes.“ Es kann damit nicht gesagt seyn: „auf die Autorität der Kirche“; denn jede Gemeinde glaubte gerade Dem, der zufällig Prediger bei ihr war, und es ist bekannt, daß schon damals die verschiedenen Prediger des Evangeliums in mancherlei Punkten von einander abzuweichen anfingen.

Canonikus. Verzeihen Sie, Herr Pfarrer! wenn ich bemerke, daß uns die Kirchengeschichte Belege liefert, welche zeigen, daß es so, wie Sie sagen, durchaus nicht der Fall war, und daß vielmehr die Autorität des einzelnen Lehrers in der Autorität der ganzen Kirche wurzelte. Wenn es, wie Sie meinen, dem Zufalle überlassen geblieben wäre, wie der einzelne christliche Lehrer die christliche Wahrheit verkündete und was er als solche verkündete, so ist offenbar, daß man jeden hätte ruhig müssen gewähren lassen, wenn er in seiner Lehre von der anderer Verkünder des göttlichen Wortes auch abgewichen wäre. Die Geschichte weiset aber im Gegentheile nach, daß von Seite der Kirche mit der größten Sorgfalt über der Reinheit der von den Aposteln überkommenen Lehre und über der allgemeinen Uebereinstimmung in derselben gewacht wurde. Es ist allerdings zu allen Zeiten vorgekommen, daß von einzelnen Männern Lehren vorgetragen wurden, die von der von den Zeiten der Apostel her in der Kirche allgemein angenommenen Lehre abwichen oder ihr geradezu widersprachen; aber in einem solchen Falle erhob sich stets die Gesammtheit der übrigen Lehrer, nämlich der vereinte Episkopat, und erklärte eine solche Lehre feierlich für eine Irrlehre (Häresie) und belegte den heterodoxen Lehrer, wenn er auf seinem Widerspruche beharrte, mit dem Anathem. Von den Gläubigen wurde eine

solche Erklärung als apostolischer Ausspruch betrachtet und mit Ehrfurcht und Gehorsam aufgenommen. Denken Sie an die Valentinianer, an die Marcioniten, an die Montanisten und an die Arianer, die schon in den ersten Jahrhunderten vorkamen. Beweis genug, Herr Pfarrer! daß immer nur die Autorität der gesammten Kirche, nicht die eines Einzelnen, zu entscheiden hatte und als entscheidend betrachtet wurde.

Pfarrer. Wenn diese Autorität für so sehr entscheidend angesehen worden wäre, so hätten Valentinian, Marcion, Montan, Arius und Spätere nicht so viele Anhänger haben können.

Canonikus. Welcher Irrlehrer hat nicht einen Anhang gefunden? Darin liegt eben die traurige Verblendung der von der Kirche Getrennten, daß sie der Autorität eines Einzelnen mehr, als dem Ansehen der ganzen Kirche huldigen. Ich sagte daher auch nur, daß die Gläubigen den Ausspruch der Kirche als entscheidend betrachtet haben. Und zwischen ihnen, die an die Lehre der gesammten Kirche sich hielten und Denen, welche der Lehre eines Einzelnen anhingen, hat Gott gerichtet. Valentinianer, Marcioniten, Montanisten, Arianer und unzählige andere Sekten sind untergegangen, die Kirche aber und ihre Autorität bestand fort.

Pfarrer. Eine Autorität der Kirche in den ersten Jahrhunderten, Herr Canonikus! gebe ich auch zu. Ich betrachte sie aber, was ich wohl zu bemerken bitte, nicht, wie katholischer Seits geschieht, als eine von Christus ertheilte Prärogative, sondern als eine Sache, die ebenso natürlich als vernünftig ist. In den ersten Jahrhunderten lebte die Lehre Jesu noch im frischen Andenken ihrer Verkünder; diese hatten sie entweder unmittelbar von den Aposteln oder doch erst aus dem zweiten, dritten Munde geschöpft. Sie konnten unter solchen Verhältnissen noch als natürliche Zeugen Dessen, was die Apostel gelehrt haben, gelten. Je weiter man sich aber

von der apostolischen Zeit entfernte, desto unzuverläßiger wurde die Lehre Jesu im Munde von Menschen. Es entstanden bald allerlei Streitigkeiten und in Folge derselben kam manche menschliche Zuthat in die ursprünglich ganz einfache Lehre. Sollte diese vor weiteren menschlichen Zusätzen und allmähligen Entstellungen bewahrt werden, so war eine Urkunde nöthig, die immer unveränderlich dieselbe bleibt und weder eines Zusatzes noch einer Wegnahme fähig ist, eine Urkunde, auf die der Glaube sich durch alle Zeiten hin stützen konnte. Eine solche Urkunde ist die Bibel. Sie macht alle weitere Autorität überflüssig.

Handelsmann. So war es recht, Herr Pfarrer! Dem muß ich vollkommen beistimmen. Was wollen Sie nun dagegen sagen, Herr Canonikus!?

Canonikus. Dagegen kann ich sehr Vieles sagen, mein bester Herr Handelsmann! Vor Allem könnte ich anführen, daß die Glaubwürdigkeit der Bibel außer der Erklärung von Seite der Autorität der Kirche gar nicht hergestellt ist; da mir aber der Herr Pfarrer einwenden könnte, daß eben diese Autorität, soweit er sie zuläßt, dieselbe anerkannt habe, so will ich darüber um so lieber weggehen, als es mir, wie ich glaube, darum nicht an Beweisen fehlen soll, zu zeigen, daß die Hypothese des Herrn Pfarrers sehr willkührlich und wenig stichhaltig ist.

Viktorine. Ich gestehe, Herr Canonikus! daß ich selbst sehr begierig bin, welche Beweise Sie gegen die Ansicht des Herrn Pfarrers, die mir sehr begründet scheint, vorbringen wollen.

Canonikus. Diese Beweise sind keineswegs so schwer zu führen, als Sie sich vielleicht vorstellen, verehrteste Lady! Sie gehen ganz einfach hervor zuerst schon aus der Natur der Sache selbst.

Die Religion Jesu war bestimmt für die Völker aller

Sprachen; die Bibel konnte aber doch nur in Einer Sprache abgefaßt werden. Sonach hätte sie auch höchstens nur für dasjenige Volk eine Urkunde seyn können, in dessen Sprache sie geschrieben war, allen andern Völkern blieb sie unverständlich. Man kann zwar entgegnen, daß sie ja, wie dieses später auch geschehen ist, in die Sprachen anderer Völker übersetzt werden konnte. Allein wer bürgt dafür, daß die Uebersetzung auch vollkommen richtig und der im Original niedergelegte Sinn auch in der Uebertragung genau aufgefaßt und wiedergegeben ist? Wir wissen, daß auch die besten Uebersetzungen hinter den Urschriften zurückbleiben und der Genius einer Sprache Manches in einer Weise auszudrücken erlaubt, in welcher es in einer andern wiederzugeben gar nicht möglich ist. Wirklich sind auch die Gelehrten noch heute über manche Stellen der heiligen Schrift nicht einig und ihr Streit dreht sich nicht bloß um Wortstellungen und Interpunktationen, sondern er betrifft Worte und Sätze, deren Verschiedenheit auch einen ganz verschiedenen Sinn des Inhaltes herausstellt. Nicht einmal für die verhältnißmäßig gar nicht große Zahl der Gelehrten, welche die Sprache, in der die Bibel geschrieben ist, verstehen, ist daher die Bibel eine ganz verläßige Urkunde, sie kann es daher für die große Masse des Volkes, für welches die Lehre Jesu doch auch bestimmt ist, noch weit weniger seyn. Wenn wir aber auch annehmen wollten, daß in den von den heiligen Schriften veranstalteten Uebersetzungen in andere Sprachen der Inhalt des Urtextes buchstäblich genau wiedergegeben wäre: wie viele Tausende von Menschen haben von den Apostelzeiten an bis daher gelebt, und wie viele leben noch jetzt, die alles Lesens und Schreibens unkundig sind? Wir wissen, daß noch vor wenigen Jahrhunderten selbst in unserm teutschen Vaterlande nicht einmal die Vornehmen und Adelichen lesen und schreiben konnten, und Tausenden von Heiden wird noch in diesem Augenblicke von den Missionären das Evangelium

verkündet, die vom Geschriebenen keinen Gebrauch machen können. Wie ist es daher denkbar, daß Jesus ein Buch zur Urkunde habe bestimmen wollen, aus der alle Menschen seine Lehre sollten kennen lernen, da diese Urkunde doch nur dem geringsten Theile der Menschen verständlich und zugänglich ist?

Es findet sich aber auch nirgends eine Bestimmung von Seite des göttlichen Heilandes, die zu einer solchen Annahme berechtigen könnte. Wollte der Herr seine Lehre auf eine schriftliche Urkunde gründen, so war nichts natürlicher, als daß er seinen Aposteln befahl, seine Lehre gemeinschaftlich niederzuschreiben, und daß er ihnen zu diesem Zwecke den heiligen Geist verheißen hätte. Aber weit entfernt, ihnen dieses zu befehlen, ging sein Auftrag lediglich dahin, daß sie ausgehen sollten zu allen Völkern, um sein Evangelium zu predigen, es „zu predigen allen Geschöpfen." *) Zu diesem Zwecke ward den Aposteln durch den heiligen Geist auch die Gabe verliehen, fremde Sprachen zu reden, aber nirgends ist Grund gegeben, anzunehmen, daß sie auch die Gabe hatten, in fremden Sprachen zu schreiben. So bieten demnach die ausdrücklichen Aufträge Jesu selbst keinen Anhaltspunkt für die Hypothese des Herrn Pfarrers dar.

Es widerspricht ihr aber auch die Art der Fortpflanzung des Christenthums. Mündlich lehrend und predigend zogen die Apostel von Volk zu Volk. Nirgends und niemals beriefen sie sich auf eine schriftliche Urkunde, und nirgends ward eine solche von ihnen verlangt. Sie verlangten von ihren Zuhörern Glauben an ihre Predigt auf ihr Wort hin, und Diejenigen, welche gläubig wurden, nahmen die christliche Lehre auch nur auf dieses Wort hin an. Nur aus der Ferne schrieben sie an schon wirklich bestehende christliche Gemeinden

*) Mark. 16, 15.

bisweilen einen Brief; der Inhalt dieser Briefe aber zeigt schon, daß sie nur Ermahnungen und einzelne Lehren, in keiner Weise aber die vollständige christliche Lehre enthalten, deren Kenntniß vielmehr immer schon vorausgesetzt und worauf sich deßwegen vielfach bezogen wird.

Man könnte mir nun zwar einwenden, daß ein solches Ansehen den Aposteln allerdings zugekommen sey, daß aber spätere Verkünder der christlichen Lehre einen Anspruch auf eine solche Autorität nicht mehr gehabt haben. Aber auch dieser Einwurf ist leicht zu beseitigen. Jesus Christus hat seine Kirche nicht bloß für die Lebenszeit der Apostel, sondern für die Dauer aller zukünftigen Zeiten gestiftet und wollte, daß seine Lehre immerdar geprediget werde. Wenn er daher seinen Aposteln befiehlt: „lehret alle Völker!" *) so war dieser Auftrag gleichsam auch schon allen Nachfolgern der Apostel gegeben, da er gewiß wissen mußte, daß die Lebenstage der Apostel nicht hinreichend seyen, um „alle" Völker zu lehren. Wenn er ferner zu den Aposteln sagt: „Seht, ich bin alle Tage bei euch bis an das Ende der Welt!" **) so konnte ebenso gewiß seine Meinung nicht seyn, daß die Apostel bis an das Ende der Welt leben würden; das Versprechen seines Beistandes bis an das Ende der Welt mußte sich daher gleichfalls auch wieder auf Diejenigen beziehen, welche die Nachfolger der Apostel in ihrem apostolischen Amte seyn würden. Wenn er endlich seinen Aposteln verspricht, daß sie den heiligen Geist empfangen würden, und daß dieser bei ihnen bleiben werde „durch alle Zeiten", ***) so kann dieses aus gleichem Grunde wieder nicht bloß von den Aposteln allein und muß

---

*) Matth. 28, 19.

**) Ebend. 28, 20.

***) εἰς τὸν αἰῶνα — Joh. 14, 16.

vielmehr auch von ihren rechtmäßigen Nachfolgern verstanden werden. Wollte man aber die Einwendung, die ich so eben widerlegt habe, auf die Spitze treiben und sagen, die den Aposteln von Christus verliehene Autorität habe sich auch noch auf ihre unmittelbaren Nachfolger, dann auf Diejenigen, welche diesen zunächst folgten, aber nicht weiter, bezogen, und dann sey die Bibel an die Stelle derselben als urkundliche Autorität eingetreten: so stehen einer solchen Meinung nicht nur jene ausdrücklichen Worte des göttlichen Heilandes von seinem Beistande bis an das Ende der Welt und von dem Verbleiben des heiligen Geistes bei den Aposteln durch alle Zeiten hin geradezu entgegen, sondern es hat eine solche Meinung auch nicht Einen, auch nicht den entferntesten Grund für sich, auf den sie sich stützen könnte. Denn wo hat Jesus seinen und des heiligen Geistes Beistand auf eine gewisse Zeit beschränkt? Wo hat er, wo haben die Apostel von einer Zeit gesprochen, in welcher eine schriftliche Urkunde der Glaubensgrund der Gläubigen werden und die Verkündung des Wortes Gottes nur nach derselben geschehen sollte? Im Gegentheile haben die Apostel schon die Gläubigen an die Autorität der Kirche ausdrücklich angewiesen. So heißt es in der Apostelgeschichte, daß Paulus auf seiner Reise durch Syrien und Cilicien den Gemeinden geboten habe, „die Verordnungen der Apostel und Aeltesten (Priester) zu halten." *)

Die Geschichte der weiteren Ausbreitung des Christenthums spricht auch überall für diese Autorität der Kirche. Da wir einmal von Sekten, die frühzeitig schon entstanden sind, gesprochen haben, so sagen Sie mir, Herr Pfarrer! hat die Kirche, als sie die Lehren der Valentinianer, Marcioniten und Montanisten als Irrlehren erklärte und verwarf, bei ihrem Verwerfungsurtheile sich auf die heilige Schrift berufen? Mit

---

*) Apostelg. 15, 41. (Vulgata.)

keiner Sylbe. Dreihundert und achtzehn Bischöfe waren auf dem Concilium von Nizäa (325) versammelt und sprachen ein feierliches Anathem über Arius und seine Lehre; aber nicht Eine Stelle führten die versammelten Väter zur Rechtfertigung ihres Urtheiles aus der Bibel an. Sie sprachen im Bewußtseyn apostolischer Machtvollkommenheit, im Bewußtseyn der von Jesus den Aposteln verliehenen und durch rechtmäßige Nachfolge und Weihe (Succession und Ordination) auf sie übergegangenen Gewalt. *) Die Gläubigen fanden dieses auch so natürlich, daß es Niemand einfiel, die Rechtmäßigkeit und Giltigkeit eines solchen Urtheils zu bestreiten, so wie auch Niemand daran dachte, daß die von Christus den Aposteln verliehene Autorität (die apostolischen Vollmachten) in ihren Nachfolgern geringer seyn sollte, als sie in den Aposteln selbst war. Die verurtheilten Irrlehrer selbst dachten nicht entfernt daran, der Autorität der Kirche die Autorität der Bibel gegenüberzustellen und zu ihrer Vertheidigung sich auf Stellen aus derselben zu berufen, wie sich auch überhaupt erweisen läßt, daß in den ersten vier Jahrhunderten nie eine Stelle aus der Bibel zum Beweise eines Glaubenssatzes, sondern höchstens nur zur näheren Erläuterung eines solchen, von den Kirchenvätern angeführt worden ist.

In der That sind die Schriften des neuen Testaments auch so abgefaßt, daß sie als eine vollständige Quelle des christlichen Glaubens nicht betrachtet werden können. In materieller Hinsicht zeigt ihr Inhalt deutlich und unwidersprechlich, daß es auch die Absicht der Verfasser der Evangelien nicht war, eine vollständige Darlegung der Lehre Jesu oder eine vollkommene Zusammenstellung der christlichen Glaubens-Wahrheiten zu schreiben. Geschichte und Lehre ist vermengt vorgetragen und von Einigen mehr das Erstere, von Anderen

*) Matth. 18, 18. Joh. 20, 21.

mehr das Letztere hervorgehoben. Ein Evangelist führt Reden und Lehren von dem göttlichen Heilande an, die bei anderen wieder ganz vermißt werden. Ja selbst solche Wahrheiten des Christenthums, die für wesentlich und wichtig zu allen Zeiten gehalten wurden, sind von Einigen der Evangelisten gar nicht erwähnt. So ist gewiß die Lehre von der Gewalt der Sündenvergebung eine sehr wichtige Lehre. Gleichwohl kommt sie bei den drei ersten Evangelisten nicht, sondern nur allein bei Johannes *) vor. Daraus folgt doch wohl ohne Widerspruch, daß die Evangelisten keine Schrift verfassen wollten, welche für die Christen die einzige Quelle und Autorität des Glaubens seyn sollte, es folgt vielmehr daraus klar, daß sie die Kenntniß der Heilswahrheiten durch den mündlichen Unterricht der Kirche bei ihren Lesern schon voraussetzten. Könnte darüber auch noch ein leiser Zweifel seyn, so muß auch der letzte Schatten eines solchen schwinden, wenn wir eine Stelle bei Johannes in Betrachtung ziehen, die ich mir zu diesem Behufe anzuführen erlaube. Es wird im dreizehnten Kapitel seyn, wo Johannes erzählt: „Da das Abendmahl vorbei war“.... **) Was bei diesem Abendmahle Großes und Wichtiges vorging, welches Mahl Jesus bei Gelegenheit dieses Abendmahles zu seinem Gedächtnisse einsetzte, davon ist auf eine allgemein verständliche Weise gar nichts weder vorher noch nachher erzählt. Die große Handlung ist vielmehr vorausgehend nur mit den Worten angedeutet: „Vor dem Osterfeste, da Jesus wußte, daß seine Stunde gekommen wäre, daß er aus der Welt zum Vater gehe, wollte er die Seinigen, die in der Welt waren, und die er liebte, bis an's Ende lieben.“ Welcher Mensch, der von dem Vorgange bei dem Abendmahle

---

*) Joh. 20, 23.

**) Ebend. 13, 2.

nie vorher etwas gehört hat, kann aus diesen Worten jemals darauf kommen, daß die Liebe, welche Jesus den Seinigen bis an's Ende bewies, darin bestand, daß er ihnen im gesegneten Brode und Weine seinen Leib und sein Blut zur Speise darreichte? Und wie hätte Johannes in einer so hochwichtigen Sache, die, wie alle christlichen Parteien gestehen, den Glanzpunkt des Christenthums betrifft, so dunkel schreiben dürfen, da er nicht annehmen konnte, daß zu der Zeit, wo er schrieb, die übrigen drei Evangelien schon allgemein verbreitet und in den Händen Derer seyen, für welche er schrieb, wenn er nicht die umständliche Kenntniß der ganzen heiligen Handlung durch die mündliche Lehre vorausgesetzt hätte? Solcher bloß ferner Andeutungen, die überall eine genauere Kenntniß durch den Unterricht der Lehrer der Kirche voraussetzen, enthalten aber die Evangelien noch viele.

Auch in formeller Hinsicht ist die heilige Schrift des neuen Testaments nicht so abgefaßt, daß sie für sich allein eine Quelle des Glaubens seyn könnte. Ich will nichts davon sagen, daß es schon unserm Gefühle nach Gottes weit würdiger erscheint, daß er uns durch das lebendige Wort über seinen heiligen Willen belehren läßt, als durch den todten Buchstaben eines Buches, nur darauf erlaube ich mir, Sie aufmerksam zu machen, daß der Sinn einer Schrift immer vieldeutig ist und das Buch an und für sich nicht sich selbst erklären kann. Der Buchstabe ist todt, durch die Auslegung erhält er erst Leben. Dasselbe Bewandtniß hat es mit der Bibel. Sie ist so abgefaßt, daß beinahe nicht Eine der christlichen Glaubenswahrheiten mit vollständiger Bestimmtheit aus der Bibel für sich allein entnommen werden kann. Ich kann auch geradezu behaupten, daß nicht ein Einziges der Glaubensbekenntnisse der verschiedenen christlichen Parteien unmittelbar aus der Bibel entnommen ist. Als Luther, Calvin und Consorten, nachdem man fünfzehnhundert Jahre lang die

Autorität der Kirche ohne Widerspruch anerkannt hatte, die Ordnung plötzlich umkehrten und die Bibel als oberste Autorität erklärten: da mochten sie sich selbst täuschen, wenn sie meinten, sie entnähmen ihre neue Lehre aus der Bibel. Der Fall war vielmehr umgekehrt: sie machten ihre neue Lehre und legten sie in die Bibel hinein. Den Beweis, daß die Sache sich wirklich so verhält, können Sie sich alle Tage verschaffen. Lassen Sie einen Katholiken, Lutheraner, Reformirten, Wiedertäufer, Quäcker, Methodisten, Unitarier und Sozinianer kommen und legen Sie ihnen die heilige Schrift vor. Jeder wird behaupten, sie enthalte die eigenthümliche Lehre seiner Confession und Jeder wird sie auch darin finden. Gleichwohl werden Einige etwas finden, was Andere nicht finden, und wieder Einige werden Manches nicht so finden, wie es die Andern zu finden behaupten. Da wir nun gewiß nicht annehmen dürfen, daß die Evangelisten geflissentlich so geschrieben haben, daß ihre Schriften eine Fundgrube jeder beliebigen menschlichen Meinung seyn sollten, so spricht Alles unwiderlegbar dafür, daß sie Leser voraussetzten, die durch den bereits empfangenen mündlichen Unterricht schon in den Stand gesetzt waren, den Sinn Dessen, was sie geschrieben haben, richtig aufzufassen, oder Leser, bei denen ein solcher ergänzender und erklärender Unterricht noch nachfolgen werde. Das lebendige Wort der Kirche war es demnach, das sie zur Ergänzung und zum richtigen Verständnisse ihres Geschriebenen voraussetzten, und es kann demzufolge die Bibel für sich allein eine Autorität, welche an die Stelle der Autorität der Kirche getreten wäre, nicht seyn.

Handelsmann. Erlauben Sie, Herr Canonikus! daß ich bemerke, daß zum richtigen Verständnisse der Bibel keine andere Unterstützung oder Belehrung nöthig ist, als der Beistand des heiligen Geistes. Diesen hat der Herr, nicht bloß, wie Sie vorhin aus Johannes angeführt haben, den Aposteln

und ihren Nachfolgern, sondern Allen verheißen, die an ihn glauben. Wer mit wahrer Andacht und Gebet um den göttlichen Geist an das Lesen der Bibel geht, der wird gewiß auch ihren richtigen Sinn auffassen.

Canonikus. Der heilige Geist wird aber doch nicht allemal auch die Confession Desjenigen annehmen, der ihn um seinen Beistand bittet, und bald katholisch, bald protestantisch und bald sozinianisch seyn? Dieses müßte aber wirklich der Fall seyn, weil der Katholik, der Protestant, der Methodist, der Sozinianer u. s. w., ungeachtet seines Gebetes, immer doch wieder nur die Lehren seiner Confession in der heiligen Schrift findet.

Pfarrer. Kommen Sie aber nicht in denselben Fall, wenn Sie behaupten, daß nur von Denen die heilige Schrift richtig aufgefaßt werden könne, bei welchen der mündliche Unterricht der Kirche vorausgegangen ist? Jeder Leser der Bibel bringt eben die Lehre derjenigen Kirche mit, zu welcher er sich bekennt. Wenn nun der Katholik die Bibel nach der Lehre der katholischen, der Lutheraner nach der Lehre der lutherischen, der Reformirte nach der Lehre der reformirten Kirche sich erklärt, faßt da jeder ihren Sinn richtig auf?

Canonikus. Gewiß nicht, sondern nur Derjenige kann die heilige Schrift recht verstehen, welcher derjenigen Kirche angehört, die im Besitze der wahren Lehre Jesu ist, und der den Inhalt der Schrift im Geiste dieser Lehre auffaßt.

Pfarrer. Die große Frage aber ist: Welche Kirche ist im Besitze der wahren Lehre?

Canonikus. Schon die Vermuthung streitet für diejenige, welche Jesus Christus unmittelbar eingesetzt hat.

Pfarrer. Und welche von Allen ist diese?

Canonikus. Offenbar diejenige, welche mit den Aposteln ihren Anfang genommen hat. Petrus und die übrigen

Apostel und die mit ihnen vereinigten Gläubigen machten die ursprüngliche Kirche Jesu aus.

Handelsmann. Das ist ohne Zweifel.

Canonikus. Die Nachfolger des Apostels Petrus und der übrigen Apostel und die im Glauben mit ihnen vereinigten Christen müssen also auch fort und fort die wahre Kirche Jesu seyn.

Handelsmann. Das wäre also die katholische Kirche?

Canonikus. Keine andere.

Pfarrer. Wie wollen Sie das beweisen?

Canonikus. Seiner ursprünglichen Kirche — den Aposteln und den mit ihnen vereinigten Gläubigen — hat Jesus seinen Beistand verheißen alle Tage bis an's Ende der Welt. Hätte diese Kirche Jesu je auch nur Einen Tag aufhören können, die wahre zu seyn, so müßte das Wort des Wahrhaftigen, der ewigen Wahrheit, zur — Unwahrheit geworden seyn; ist dieses aber nicht möglich und war der Beistand des Herrn alle Tage bei seiner Kirche, so muß sie auch immer im Besitze der Wahrheit und die rechtgläubige Kirche geblieben seyn. — Ferner versprach der Herr den Aposteln den heiligen Geist, den Geist der Wahrheit, durch alle Zeiten, mit der ausdrücklichen Versicherung, daß er bei ihnen bleiben werde; *) auch diese Versicherung wäre nicht in Erfüllung gegangen, wenn die Kirche Jesu von der Wahrheit abgekommen wäre, weil daraus nothwendig folgen würde, daß der verheißene Geist der Wahrheit nicht bei den Nachfolgern der Apostel geblieben wäre. Der Herr erklärte ausdrücklich, daß er seine Kirche auf einen Felsen baue, auf welchem die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden. **) Hätte nun seine Kirche je Irrthum

*) Joh. 13, 17.

**) Matth. 16, 18.

lehren und verbreiten können, so wäre sie wahrhaft von den Pforten der Hölle überwältigt, das Wort des Herrn aber wäre zu Schanden geworden. Und darauf beruht der Beweis, daß die katholische Kirche, welche allein die mit den Nachfolgern des Apostels Petrus und der übrigen Apostel durch das Band des Glaubens vereinigte christliche Gemeinde darstellt und welche daher die immer sich neu gebärende ursprüngliche Kirche Jesu ist, auch zuverläßig im Besitze der wahren christlichen Lehre seyn muß.

Pfarrer. Die von Ihnen für Ihre Behauptung angeführten Schriftstellen müssen ganz anders verstanden werden.

Canonikus. Eine willkührliche Deutung derselben kann nur gegen Sie zeugen und für mich sprechen, da aus einer solchen die Nothwendigkeit eines entscheidenden Richters hervorgeht, ohne welchen Jesus, wenn er die Seinigen nicht endlosem Streite preisgeben wollte, diese unmöglich lassen konnte. Daß aber die Schriftstellen wirklich in dem Verstande genommen werden müssen, der ihnen von mir beigelegt wird, dafür spricht schon der allgemeine Wortsinn, dem nur mit vielem Zwange eine andere Deutung unterlegt werden kann, dafür spricht ferner das ganze Alterthum, in welchem die heiligen Väter diese Stellen eben so erklärt und verstanden haben, wie sie von den Katholiken noch jetzt erklärt und verstanden werden, und dafür spricht endlich die Geschichte, welche nachweiset, daß bis zum sechszehnten Jahrhunderte, höchstens mit Ausnahme einzelner Sektirer, ein anderer Sinn in diesen Schriftstellen von der gesammten Christenheit nicht gefunden wurde.

Pfarrer. Die Geschichte, Herr Canonikus, müssen Sie nicht für sich anführen! Sie ist es gerade, welche nachweiset, daß Ihre Kirche nicht in der Wahrheit geblieben ist und die reine Lehre Jesu mit einer Menge von menschlichen Zuthaten, heillosen Satzungen und irrigen und abergläubischen

Meinungen verunstaltet hat. Oder wollen Sie dieses in Abrede stellen?

Canonikus. Ich weiß gar wohl, Herr Pfarrer! welche Vorwürfe der katholischen Kirche von den Protestanten gemacht werden. Welcher Katholik sollte sie auch nicht kennen? Sie haben sich ja unter den Protestanten zu einer förmlichen Tradition ausgebildet, von Geschlecht auf Geschlecht sich forterbend und von den Gelehrten nicht weniger, als von den Ungelehrten, auf Treue und Glauben Derer, von denen sie sie überkommen haben, angenommen. Jedes Viertels-Säkulum, das über den Protestantismus dahingegangen ist, hat eine neue Kruste darüber gesponnen und diese ist so undurchdringlich geworden, daß jede, auch die gründlichste, Gegenrede der Katholiken, welche die Grundlosigkeit jener Vorwürfe nachweisen will, an ihr, wie an einem Felse, abprallt, und das hundert Mal Widerlegte hundert Mal immer auf's Neue wiederkehrt.

Ich gebe zu, Herr Pfarrer! daß im Laufe der Zeiten der reinen Lehre Jesu sich allerlei Mißbrauch und Aberglaube zugesetzt hat. Es liegt dieses im Hinblicke auf die Völker, die aus dem Heidenthume in das Christenthum übertraten und auf den allmähligen Stufengang ihrer Bildung, nicht nur in der Natur der Sache, sondern es ist im Wesen der menschlichen Natur selbst begründet, in der ein gewisser Hang zum Mystischen und Geheimnißvollen sich geltend zu machen sucht, der selbst von Gebildeten nicht immer gänzlich niedergedrückt zu werden vermag. Welche Erscheinungen kommen in dieser Beziehung noch heut zu Tage, unter dem gemeinen Volke in roherer, in gebildeten Kreisen in feinerer Weise, auf dem Gebiete des Somnambulismus, der Geisterseherei, der Ahnungen, Vorbedeutungen, Weissagungen, vor! Es ist aber wohl zu beachten, daß ein solcher Zusatz von Mißbräuchen und abergläubischen Meinungen, der in der Regel nur als eine

Aeußerlichkeit betrachtet werden darf, die an dem reinen und gesunden Kern der christlichen Lehre klebt, wie Schwämme und Moos an der Rinde eines kräftigen Baumstammes, dem sie auf keine Weise zu schaden vermögen, nicht von der Kirche ausgegangen ist, sondern in dem Glaubensleben einzelner Glieder der Kirche sich gebildet hat, daher als etwas rein Subjektives erscheint, das von den Umständen der Zeiten begünstigt und — leider! — von der Trägheit oder Stupidität mancher geistlichen Lehrer bis zur Ungebühr geduldet worden ist, während die Kirche selbst die christliche Wahrheit in ihrer ursprünglichen Lauterkeit allzeit bewahrte und alle ihre Anordnungen stets darauf hinzielten, ebendieselbe Wahrheit immer mehr zum klaren Bewußtseyn der Gläubigen zu bringen, worin das natürlichste Mittel lag und noch fortwährend liegt, irrige Vorstellungen und abergläubische Meinungen, die sich Einzelnen aufdringen konnten und noch jetzt können, zu zerstreuen. Der Erfolg dieser Anordnungen ist aber natürlich zu allen Zeiten großen Theils von der größeren oder minderen Tüchtigkeit und Thätigkeit der Organe abhängig, durch welche die Kirche wirkt. So wenig als daher von schlechtunterrichteten und abergläubischen Protestanten, deren es eine Menge gibt, mit Recht geschlossen werden darf, im Protestantismus werde nur Aberglaube gelehrt: ebenso wenig können ähnliche Erscheinungen, die sich zur Zeit der Reformation in der Kirche darboten, zu einem solchen Schlusse auf die Lehre der katholischen Kirche berechtigen. Die Lehre der katholischen Kirche ist vielmehr deutlich ausgesprochen in ihrem Glaubenssymbolum und prägt sich aus in den kirchlich approbirten Liturgien. Das Glaubensbekenntniß ist kein anderes, als das von den Vätern des Conciliums von Nizäa verfaßte, und die kirchlichen Liturgien enthalten nichts, was nicht im höchsten christlichen Alterthume seine Begründung hätte und durch die heilige Schrift selbst gerechtfertiget wäre.

Handelsmann. Wie — Sie wollen behaupten, alle Lehren der katholischen Kirche würden durch die Schrift gerechtfertigt?

Canonikus. Ja, mein Herr! alle, ohne Ausnahme, insoferne man nur nicht einen verkehrten, gegen alle Absicht ihrer Verfasser streitenden Gebrauch von den heiligen Schriften macht.

Pfarrer. Diese Behauptung möchten Sie wohl schwer durchführen können, wenn uns die Zeit erlaubte, auf die einzelnen Lehren der katholischen Kirche einzugehen.

Canonikus. Die Katholiken scheuen ein solches Eingehen in die einzelnen Lehren ihrer Kirche nicht und haben es auch nicht zu scheuen, wie denn auch wirklich kaum Eine derselben genannt werden kann, die nicht eine spezielle wissenschaftliche Erörterung von katholischen Theologen erfahren hätte. Leider sind die von den Protestanten von Jugend auf gegen die katholische Kirche eingesogenen Vorurtheile zu groß, als daß die Glaubenslehren der Katholiken von ihnen mit der nöthigen Unbefangenheit gewürdigt würden, woher die uns so sehr auffallende Erscheinung kommt, daß selbst gelehrte und sonst hochgebildete Protestanten in Schriften und Gesprächen ein gänzliches Mißkennen des Katholizismus und wahre Unkenntniß seiner Lehren verrathen. Es ist übrigens aber auch, Herr Pfarrer! ein Eingehen in das Detail der katholischen Glaubenslehren für uns so lange nicht nöthig, als nicht nachgewiesen werden kann, daß die Bibel einzig und allein die Quelle sey, aus welcher der christliche Glaube geschöpft werden müsse. Ein solcher Nachweis möchte aber unmöglich seyn, da nach den von mir angeführten Gründen fest steht, daß wohl die Glaubwürdigkeit der Bibel von der Entscheidung der Kirche, nicht aber die Autorität der Kirche, die unbestreitbare Thatsache ist, von der Bibel abhängt, daß ferner die lebendige apostolische Autorität zu allen Zeiten von der Christenheit anerkannt worden und endlich die Anerkennung derselben reine

Nothwendigkeit ist, weil ohne sie Manches in der Bibel gar nicht, Manches nicht richtig verstanden werden kann.

Viktorine. Mir hat sich doch ein Bedenken aufgedrungen, Herr Canonikus! über das ich eine Aufklärung von Ihnen wünschte. Wenn die Kirche die von Jesus bevollmächtigte Autorität ist, die Gläubigen in der christlichen Lehre zu unterrichten, so wäre ja, wie mir scheint, unnöthig gewesen, daß die Evangelien geschrieben worden sind.

Canonikus. Ich bin weit entfernt, verehrteste Lady! etwas solches behaupten zu wollen. Obschon Jesus seinen Aposteln niemals befohlen hat, etwas zu schreiben, und obgleich unbezweifelt ist, daß es besondere Veranlassungen waren, die wir nicht mehr genau kennen, welche die Evangelisten zum Schreiben bewogen, so müssen wir doch annehmen, daß es nicht ohne bestimmte göttliche Fügung geschehen ist, daß die Evangelien geschrieben worden sind und daß die Vorsehung Gottes damit die wohlthätigsten Absichten verband.

Viktorine. Und welche können diese seyn?

Canonikus. So weit die beschränkte menschliche Einsicht dieselben zu erkennen im Stande ist, so wollte Gott in den Schriften des neuen Testaments der Kirche einen festen und sicheren Anhaltspunkt und eine leitende Richtschnur für ihre Lehre gewähren, den Gläubigen aber sollten sie zur desto kräftigeren Bestätigung der von der Kirche verkündeten christlichen Wahrheit dienen.

Viktorine. Und Sie legen dem neuen Testament ein solches Ansehen nur auf den Ausspruch der Kirche hin bei?

Canonikus. Es liegt dieses in der Natur der Sache. In den ersten Jahrhunderten zirkulirten unter den Christen viele Schriften, die für apostolische ausgegeben wurden. Erst gegen Ende des vierten Jahrhunderts wurde eine Ausscheidung getroffen und ein Canon festgesetzt, in welchen der größte Theil derjenigen Schriften aufgenommen wurde, die wir jetzt

noch unter dem Namen des „neuen Testaments" begreifen. Diese Ausscheidung und Festsetzung geschah von der Kirche und auf ihre Autorität hin wurde sie auch von der Christenheit anerkannt. Die Kirche ging hiebei weder blind zu Werke, noch ließ sie sich vom bloßen Zufalle leiten. Sie berief sich auf die beständige Ueberlieferung der heiligen Väter und erklärte, daß unter den vielen herumgebotenen Schriften nur diese es seyen, deren Inhalt mit der in ihr hinterlegten Lehre übereinstimme. Mit Bezug hierauf und auf die Ueberlieferung der heiligen Väter that sie auch den Ausspruch, daß der Inhalt ebendieser Schriften vom heiligen Geiste eingegeben (göttlicher Inspiration) sey; und nur durch diesen Ausspruch der Kirche ist die göttliche Eingebung gewährleistet, und auf keine andere Weise ein Beweis für dieselbe herzustellen. Darum sagt schon der heilige Augustin: Ich würde selbst der Bibel nicht glauben, wenn mich nicht das Ansehen der Kirche dazu bewöge. Und darin liegt der Grund, warum die heilige Schrift bei den Katholiken in so hohem und der That nach in weit höherem Ansehen steht, als bei den Protestanten. Denn während Sie täglich erfahren können, wie die Protestanten nach dem Vorgange Luther's, wovon ich Ihnen auf der Fahrt von Aschaffenburg nach Frankfurt schon Beispiele angeführt habe, bei ganzen Theilen der Bibel die Uebereinstimmung ihres Inhaltes mit der wahren Lehre Jesu bezweifeln und bestreiten, während Viele unter ihnen es offen aussprechen, daß die Verfasser der Evangelien und Briefe häufig ihre eigenen, irrigen Ansichten in ihre Schriften hineingelegt hätten und als göttlich nur Das angenommen werden dürfe, was, wie auch der Herr Pfarrer meint, unsere Vernunft als solches erkennen kann: ist den Katholiken die heilige Schrift ihrem ganzen Umfange nach ein wahrhaft göttliches Buch und so heilig, daß der Priester, wenn er bei der Feier der Messe das treffende Bruchstück vor der Gemeinde abgelesen hat, den Buchstaben

desselben küßt, was nach orientalischer Sitte, welche in die Kirche übergegangen ist, das Zeichen der höchsten Ehrfurcht ist.

Viktorine. Was haben Sie darauf zu erwidern, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Der Standpunkt, auf dem der Herr Canonikus und ich stehen, ist ein sehr verschiedener. Ich gestehe gerne zu, daß Protestanten, die auf Menschenwort schwören, wie unsere sogenannten Orthodoxen (Rechtgläubigen), welche meinen, man müsse an dem Glauben festhalten, den Luther oder Calvin gepredigt und die papiernen Päpste der augsburgischen und helvetischen Confession vorschreiben, durch die Gründe des Herrn Canonikus sehr in's Gedränge kommen dürften. Wie ich von meinem Standpunkte aus die Sache ansehe, darüber wünschte ich, daß Sie sich aus einer Schrift unterrichten möchten, die ich Ihnen, wenn es die Zeit erlaubt, nach unserer Rückkehr noch heute zustellen zu lassen mir die Freiheit nehmen werde.

Wer mit dieser Erklärung des Pfarrers durchaus nicht zufrieden war, das war unser Handelsmann. Er barg dieses auch nicht, und indem er ein Büchlein aus seiner Rocktasche zog, suchte er in demselben, um, wie er sich äußerte, in diesem köstlichen Schriftchen etwas Triftiges zur Widerlegung des Canonikus zu finden. Die Gesellschaft hielt aber nicht mehr Stand. Die sich neigende Sonne erinnerte an die Heimkehr. Schon ertönte vom Eisenbahnhofe herüber das erste Zeichen, das die nahe Abfahrt verkündete. Die Gesellschaft brach auf und war in Kurzem wieder wohlbehalten in Wiesbaden zurück.

Fünftes Kapitel.

„Clementine“ von Bretschneider.

Regenwetter ist nirgends unangenehmer, als in Badeorten. Unsere Wiesbadener Badegäste mußten dieses schon am nächsten Tage, der auf ihren Ausflug nach Bieberich folgte, erfahren. Dichtes Gewölke zog sich am Morgen schon am Firmamente zusammen, und vergeblich versuchte die Sonne, mit ihren Strahlen es zu durchdringen. Endlich gegen Mittag brach ein heftiger Regen los, der den ganzen Nachmittag hindurch andauerte. Der Canonikus saß, noch kurz vorher vom Mittagstische in seine Wohnung zurückgekehrt, an dem Tische, eine Literaturzeitung vor sich ausgebreitet, als Viktorine und Friederike mit der Gouvernante ihn zu besuchen kamen. Nach den ersten Begrüßungen, in welche sich laute Klagen über die so plötzlich unfreundlich gewordene Witterung mischten, bemerkte Viktorine, daß diese für sie den Vortheil gehabt, daß sie eifrig der Lektüre der Schrift habe obliegen können, welche ihr der Pfarrer, seinem Versprechen gemäß, wirklich noch am Abende des vorhergehenden Tages zugeschickt habe. Sie trug das Buch bei sich und zeigte es dem Canonikus. Dieser empfing es aus ihrer Hand und las laut: „Clementine, oder die Frommen und Altgläubigen unserer Tage. Von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider, Oberconsistorialdirector und Generalsuperintendent zu Gotha. Halle, C. A. Schwetschke und Sohn. 1841.“ Also dieser Standpunkt, von dem aus die „Clementine“ ge-

schrieben ist, fuhr der Canonikus fort, als er den Titel gelesen hatte, ist es, auf dem der Herr Pfarrer steht! — Kennen Sie denn diese Schrift? fragte Viktorine. Ich habe sie, erwiderte der Canonikus, vor einigen Wochen gelesen, und es ist ein sonderbares Zusammentreffen, daß ich gerade in diesem Augenblicke, wo Sie mit derselben bei mir eintreten, eine Rezension dieser Schrift vor mir aufgeschlagen habe. — O lassen Sie doch hören, bat Viktorine, was der Rezensent davon sagt! — Der Canonikus ersuchte die Damen, Platz zu nehmen, und las ihnen nun aus Nr. 44. der Berliner literarischen Zeitung das Folgende vor: *) „Durch den großen Beifall, den sein letztes Produkt, „der Freiherr von Sandau," gefunden, **) hat sich der Verfasser dieser Schrift verleiten lassen, wie dort den Gegensatz der evangelischen und katholischen Kirche, so hier die innerhalb der evangelischen Kirche streitenden Gegensätze einer populären Darstellung zu unterwerfen; unter fromm und altgläubig versteht er nämlich: Rationalist und Orthodox. Wie er diese beiden Richtungen auffaßt, weiß wohl schon ein Jeder aus den dicken dogmatischen Lehrbüchern und vielen andern Schriften und Aufsätzen dieses fruchtbaren Schriftstellers; hiezu ist in vorliegendem Buche nichts Neues hinzugekommen. Es enthält von dem jetzigen Stande der Partheien und ihrer Polemik so wenig,

*) Der Verfasser erlaubt sich zu obigem Citate zu bemerken, daß er sich des durch dasselbe entstehenden Anachronismus wohl bewußt ist, indem die Begebenheiten dieser Erzählung in die September-Tage des Jahres 1841 gesetzt werden müssen, die angezogene Rezension aber erst in dem Dezemberhefte obiger Zeitschrift von demselben Jahre steht. Das Citat erscheint daher als eine poetische Lizenz, die ohne allen Einfluß auf die Sache selbst ist, um die es sich in vorliegender Schrift handelt.

**) Ob aber dieser Beifall nicht ein auf künstliche Weise herbeigeführter war? und wo war er? A. d. Vfs.

daß es mit Ausnahme einiger Citate ebenso gut vor dreißig oder fünfzig Jahren geschrieben seyn könnte. Insbesondere wo er an die Philosophie streift oder sie nur erwähnt, da wird's fürchterlich! Wir können also von dem Inhalt ganz abstrahiren, dieser ist bereits gerichtet; ohne daß wir übrigens die Berechtigung des Verfassers in vielen Punkten seiner Polemik gegen den Buchstabenglauben verkennen wollen. Wir haben es also nur noch mit der Form zu thun, und wollte Gott, wir könnten hier ein günstiges Urtheil fällen, wir würden gern dem Verfasser den Ruhm gönnen, etwas Unterhaltendes geliefert zu haben. Aber was gibt er? Eine Erzählung, die ganz ohne Ereignisse ist, sich bloß in Unterredungen fortbewegt; von Charakterzeichnung ist gar keine Rede, wir möchten Den sehen, der alles das, was von der Heldin Clementine erzählt wird, in ein Bild bringt; die Nebenpersonen sind mit unverantwortlicher Nachläßigkeit behandelt, z. B. der Major F., seine Frau, und Louise v. B., welche am Schluß zu einer pikanten Episode gebraucht werden, treten bereits p. 38. auf und befinden sich vor unsern Augen bis p. 116. in der Gesellschaft, ohne auch nur Ein Wörtchen gesprochen zu haben; die Dialoge sind nichts als lange didaktische Reden des auftretenden rationalistischen Predigers und Arztes, bei denen der Verfasser zuletzt ganz vergessen hat, daß sie gesprochen werden sollen, und rein in den Stil der Abhandlung hineinkommt; so daß seine Leute nicht nur jede Beweisstelle der Bibel, sondern auch die nöthigen Seiten der Walch'schen Ausgabe von Luther im Kopfe haben. Geschickt angelegt ist allein der Anfang; eine junge herrnhutisch erzogene Mutter fällt in Skrupel über die Seligkeit ihres vor der Taufe gestorbenen Kindes. Dieß ist ein interessanter, denkbarer Gemüthszustand, welcher gleich mitten in die evangelischen Heilslehren hineinführt. Dieß ist aber auch das Einzige, wo des Verfassers Phantasie sich produktiv gezeigt hat; die psychologische Ausführung ist

ganz verfehlt und alles Andere reiht sich schleppend und ohne Zusammenhang daran. Gegen den Schluß hin wird Alles unendlich matt; die Schilderung der Residenzstadt N. (aus zarter Schonung verbirgt der Verfasser den ganzen Namen) mit ihren Pietisten und Reaktionärs unter dem Adel, dem Militär und den Theegesellschaften, wäre wohl ein Thema, den großen Haufen gründlich zu amüsiren; aber so, wie es hier aufgeführt ist, wird es ein Jeder nur mit Langeweile lesen. — Endlich müssen wir dies Werk auch von der dritten Seite betrachten und die Frage aufwerfen, von welcher wir wünschten, daß sie der Herr Verfasser sich vor der Aussendung seiner Schrift selbst gewissenhaft vorgelegt hätte. Ist es nicht elend und erbärmlich, im Streite entgegenstehender Glaubens-Ansichten als Repräsentanten der Gegner nur Menschen zu malen, die auf der untersten Stufe der Wissenschaft oder in dem höchsten Grade moralischer Verworfenheit stehen? Das hat Bretschneider gethan. Der herrnhutische Pfarrer Böhm, der einzige, gegen den keine moralische Anklage erhoben ist, wird mit der vollständigsten Unwissenheit in der Theologie begabt; der orthodoxische Superintendent und sein Candidat sind dazu noch reine Heuchler und die niedrigsten Subjekte; der Vetter in der Residenz, der die politischen Vortheile des Pietismus so gut zu schildern weiß, der Major B., der das Gewürz der Muckerei und Liederlichkeit noch in die Erzählung bringt, sind ebenfalls bloß Heuchler. Mangel an Objektivität mußten wir bei dem in seiner Einseitigkeit längst festgerannten Verfasser erwarten, allein so absichtlich seine Gegner herunterzusetzen, erscheint nicht als subjektive Unfähigkeit, etwas Anderes zu begreifen, sondern als subjektive Bosheit. Der Verfasser kann sich nicht damit entschuldigen, daß er doch nur Charaktere gemalt habe, wie sie im Leben vorkommen; wir möchten sein Geschrei nicht hören, wenn man, um seinen Rationalismus zu schildern, einen Superintendenten oder gar

Generalsuperintendenten und Oberconsistorialdirektor malte, der in der tiefsten theologischen Unwissenheit lebt, dem Religion und Christenthum höchst gleichgiltig, der aber doch vor der Welt frommen, salbungsvollen Eifer zeigt, nach oben hin stets kriecht, nach unten hin tyrannisirt und jeden gläubigen würdigen Mann chikanirt? Und kann der Verfasser läugnen, daß solche Subjekte in der Wirklichkeit ihm ebenso nahe stehen, als der von ihm geschilderte orthodoxe Inspektor? Bretschneider erinnert uns in der Vorrede selbst daran, daß er „jetzt im 66sten Lebensjahre stehe, und dem Tage seiner Rechenschaft vor dem untrüglichen Richter immer näher trete"; er scheint also zu ernsten Gedanken aufgelegt, und somit wünschen wir nichts, als daß er, wenn ihm die „Clementine" keine Reue bereiten sollte, doch künftig, bevor er wieder ein solches Buch schreibt, recht ernstlich sich bedenken möge, ob nicht durch solche Bekämpfung der dem alten Kirchenglauben sich zuneigenden Richtung nur Schaden gestiftet werden kann." —

Dieses Urtheil über die Bretschneider'sche „Clementine" ist sehr strenge, bemerkte Viktorine, als der Canonikus mit dem Lesen geendet hatte; dürfte ich Sie denn, fuhr sie, zu Jenem gewendet, fort, um die Meinung bitten, welche Sie von dieser Schrift haben?

Fräulein Friederike und ich, fiel die Gouvernante ein, glaubten, nachdem uns Lady Viktorine den Inhalt des Buches kurz mitgetheilt hatte, zu finden, daß es mehr geeignet sey, den Lesern allen christlichen Glauben zu nehmen, als sie darin zu bestärken.

Ich, sprach der Canonikus, betrachte freilich das Buch aus einem ganz anderen Gesichtspunkte, als der Rezensent in der Berliner literarischen Zeitung und als vielleicht auch die verehrten Damen es betrachten. Und von meinem Gesichtspunkte aus ist die Bretschneider'sche Schrift eine sehr merkwürdige Erscheinung.

Viktorine. Erklären Sie sich doch näher, ich bitte!

Canonikus. Ich gestehe aufrichtig, daß ich sehr Bedenken trage, dieses Damen gegenüber zu thun, die, um mich der gestern von dem Herrn Pfarrer gebrauchten Worte zu bedienen, konfessionell auf einem ganz andern Standpunkte sich befinden, als ich, und deren sehr schätzbare Gewogenheit ich vielleicht auf's Spiel setzen würde, wenn ich mich frei und unverhohlen aussprechen wollte.

Reden Sie! Reden Sie immer, riefen die Frauenzimmer vereint, welches auch Ihre Ansichten seyn mögen! Wir werden nicht vergessen, setzte die Gouvernante bei, daß Sie als Katholik reden und wir Protestantinnen sind. Und trauen Sie uns denn, fügte Viktorine hinzu, so wenig Urtheil zu, daß wir am Ende nicht im Stande seyn sollten, zwischen Ihren und den Ansichten Derer, deren Unterricht wir von Jugend auf genossen haben, eine Entscheidung zu treffen?

Canonikus. Sie würden mir Unrecht thun, wenn Sie an der äußerst vortheilhaften Meinung zweifeln wollten, die ich von Ihren Einsichten hege. Wenn ich in einiger Verlegenheit bin über die Rolle, die Sie mich spielen lassen, so ist es hauptsächlich darum, daß wir Katholiken nur zu sehr gewohnt sind, uns von Ihren Glaubensgenossen der Proselytenmacherei beschuldigen zu hören, und ich bin — recht aufrichtig gesprochen — wahrhaftig nicht in das Bad gereis't, um Bekehrungen zu machen.

Viktorine. Wenn Sie sonst keine Besorgniß haben, Herr Canonikus! so sprechen Sie frei von der Brust; dem Vorwurfe der Proselytenmacherei können Sie doch nicht mehr entgehen.

Gouvernante. Ja wohl! Zwei Proselytinnen haben Sie schon gemacht, ohne daß Sie es vielleicht ahnen.

Canonikus. Wie ist das?

Gouvernante. Die beiden jungen Frauenzimmer haben

sich gegenseitig das Wort gegeben, niemals eine gemischte Ehe einzugehen.

Viktorine. Ja, das haben wir. Sie sehen also, was Sie bei uns schon bewirkt haben.

Canonikus. Ich berge Ihnen nicht, daß Ihr gefaßter Entschluß meinen vollsten Beifall hat; gleichwohl wage ich nicht, mir zu schmeicheln, daß ich im Stande gewesen bin, ihn zu bewirken. Durch meine Erzählung sind Sie unvermuthet hinter den Vorhang eines Familienverhältnisses geführt worden, wo die engste Beziehung auf einer, und der lebhafteste Antheil auf der andern Seite Betrachtungen in Ihnen hervorrufen mußten, die einen solchen Vorsatz gar wohl begreiflich machen.

„Lassen wir das!" fiel Viktorine schnell ein, als sie das blaue Auge ihrer Freundin plötzlich in Thränen schwimmen sah, „und kehren wir zu unserer Schrift zurück. Sie halten Sie also für eine merkwürdige Erscheinung. Dürfen wir denn bitten, warum?"

Canonikus. Ich unterziehe mich lediglich Ihren Befehlen, wenn ich mein Urtheil unumwunden ausspreche.

Viktorine. Wir bitten Sie wirklich darum.

Canonikus. Die Schrift, von der wir sprechen, ist mir vorzüglich darum merkwürdig, weil mir keine andere je bekannt geworden ist, in welcher von einem Protestanten mit solcher Offenheit ein Bild des Protestantismus gegeben wäre, das diesen in so jämmerlicher Blöße darstellt, wie es in Herrn Bretschneider's „Clementine" geschieht.

Viktorine. Das klingt freilich nicht erbaulich für unsere protestantischen Ohren. Haben Sie aber nur die Güte, uns das Bretschneider'sche Bild vom Protestantismus etwas zu zergliedern.

Canonikus. Der Herr Consistorial-Direktor hat seine Schrift, wie wir gelesen haben, zunächst gegen die „altgläubigen"

Protestanten, d. h. gegen Diejenigen gerichtet, welche wollen, daß strenge festgehalten werden soll an der Lehre, welche die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts vorgetragen und wie sie in den symbolischen Büchern der Protestanten enthalten ist. Herr Bretschneider nennt diese Lehre die Kirchenlehre, und das Festhalten an ihr ist es, was er den Protestanten, die sich selbst „orthodox oder rechtgläubig" nennen, die der Verfasser der „Clementine" aber „altgläubig" heißt, zum Vorwurfe macht.

Viktorine. Und was halten Sie nun von diesem Vorwurfe?

Canonikus. Ehe ich mich darüber ausspreche, wollen wir doch erst hören, wie Herr Bretschneider seinen Vorwurf begründet. Er sagt, wenn auch nicht mit den nämlichen Worten, doch zuverläßig dem Sinne nach, ungefähr so: Wie die Reformatoren zu ihrer Zeit das Recht hatten, den Glauben, wie er damals von der Kirche gelehrt wurde, zu verbessern, und Irrthümer, die sie als solche erkannten, abzuthun, so haben auch wir, da die Reformatoren nicht mehr und nicht weniger waren, als Menschen, wie wir es ebenfalls sind, ganz dasselbe Recht, und haben dieses noch um so mehr, als die Kenntnisse der Reformatoren in der hebräischen und griechischen Sprache noch nicht so vollkommen waren, als die der jetzigen protestantischen Gelehrten, daher die Schriftauslegung von Jenen nur eine mangelhafte seyn konnte und auch wirklich war. *) Wer den ersten Satz des Herrn Bretschneider zugibt, der muß nothwendig auch den zweiten zugestehen, und Herr Bretschneider behält vollkommen Recht. Wenn nun aber die rechtgläubigen Protestanten das Recht, den Glauben zu bestimmen, nur allein den Reformatoren und Niemand weiter einräumen, so zeigen sie in diesem Verfahren eine Inkonsequenz,

*) Vgl. Clem. S. 189. u. S. 183.

die man wahrhaft einen Hohn auf den Menschenverstand, ein vollendetes Absurdum, und zugleich die drückendste Geistes-Sklaverei nennen möchte.

Viktorine. Worin soll diese Inkonsequenz bestehen?

Canonikus. Nehmen wir Einen der Reformatoren für Alle; denn was von Einem gilt, hat auch Geltung von dem Andern. Ein Mönch tritt auf und tadelt anfänglich einige Mißbräuche, die sich ein anderer Mönch zu Schulden kommen läßt. Von der Hitze des Streites fortgerissen, tadelt er allmählig auch solche Mißbräuche, die so ziemlich bei der Christenheit seiner Zeit sich eingeschlichen und Aufnahme gefunden hatten. Sein Tadel trifft aber noch lange keine eigentliche Glaubenslehre der Kirche. Bald aber, durch Widersprüche gereizt, geht er um ein Paar Schritte weiter und greift auch Glaubenslehren an. In Kurzem sammelt sich ein Anhang um ihn, der zuletzt so mächtig wird, daß von einem Unterdrücken desselben nicht mehr die Rede seyn kann. Der Reformator legt nun sein neues Glaubensbekenntniß in einer Schrift nieder, und dieses Glaubensbekenntniß wird nun seinen Anhängern hingehalten mit den Worten: „Hier ist das Alpha und das Omega Dessen, was ihr als heilige und unbezweifelte Wahrheit anzusehen und von nun an zu glauben habt.“ Man sagt ihnen also gleichsam: „Nicht Das dürft ihr glauben, was die ganze Kirche lehrt, nicht Das, was diese ganze Kirche seit fünfzehn Jahrhunderten gelehrt hat, nicht Das, was so viele gelehrte und fromme Männer in ihr jetzt lehren, nicht Das, was unzählige fromme und gelehrte Männer seit anderthalb tausend Jahren in ihr gelehrt haben, nicht Das, was so viele christliche Bischöfe und Lehrer auf **achtzehn** allgemeinen Concilien als Glaubenslehre bestimmt haben, das Alles dürft ihr fortan nicht mehr glauben: sondern glauben müßt ihr, was den unzähligen Tausenden gegenüber dieser einzige Mann da sagt!“ —

Wahrlich, meine Damen! wenn schon eine solche Zumuthung, einem einzelnen Manne mehr zu glauben, als einer unabsehbaren Masse von Zeugen gegen ihn, als ein Frevel gegen den menschlichen Verstand erscheint, so fehlt wirklich eine passende Bezeichnung für die Geistesſklaverei, welcher die orthodoxen Protestanten sich unterwerfen und die sie zugleich üben, wenn sie noch jetzt diese Schrift den Ihrigen hinhalten und sagen: „Das, was die Kirche in den ersten fünfzehnhundert Jahren gelehrt hat, möget ihr nach Belieben verwerfen; Das aber, was von diesem einzelnen Manne ausgegangen ist, müsset ihr heilig achten als göttliche Wahrheit und nicht an einem Buchstaben dieser Lehre dürft ihr rütteln!" Wo ist je für einen Menschen eine solche Autorität in Anspruch genommen worden? Muß man nicht bei dergleichen Verehrern der Reformatoren im Zweifel seyn, wessen Autorität höher bei ihnen stehe, die des Heilandes oder die eines Luther oder eines Calvin? Soviel dürfte gewiß seyn, daß es Viele gibt, die nur auf das Ansehen ihres Reformators hin an Christus, den Herrn, selbst glauben. Wenn Herr Bretschneider gegen eine solche Vergötterung einer einzelnen menschlichen Autorität zu Felde zieht, wer sollte ihm da nicht beistimmen?

Viktorine. Ich muß mir eine Bemerkung erlauben. Sie sagten, einem einzigen Manne stände eine unabsehbare Masse von Zeugen gegenüber. Ich möchte das Gegentheil behaupten. Gerade die Kirchenväter, die alten Kirchenschriftsteller und die auf den ersten Concilien versammelten Bischöfe sind Zeugen — nicht gegen die Reformatoren, sondern für sie. Das war ja eben die Aufgabe, welche die Reformatoren sich gesetzt haben, daß sie die Lehren der alten Kirchenväter und der ersten Concilien wieder herstellen wollten. Sie haben also nichts Neues gelehrt, sondern nur die verunstaltete christliche Lehre zu ihrer ersten Reinheit wieder zurückgeführt.

Canonikus. So behaupten es allerdings die Prote-

stanten; aber, verehrteste Lady! bis zur Stunde sind sie nicht im Stande, auch nur Einen der Kirchenväter namhaft zu machen, der für ihre Lehre spräche. Seyen Sie überzeugt, daß es reine Unwahrheit ist, wenn man behauptet, daß in irgend einer Schrift eines Kirchenvaters die Lehre des Protestantismus enthalten sey. Beweis dafür ist schon der Umstand, daß man im Streite der Katholiken gegen die Protestanten die Berufung der Ersteren auf die Kirchenväter von Seite der Letzteren niemals angenommen hat, daß die Protestanten das Studium der Kirchenväter niemals geliebt, noch weniger aber empfohlen haben, daß sie es diesen sogar zum Vorwurfe machen, wie dieses auch Herr Bretschneider in seiner „Clementine" thut, *) daß sie den Kirchenvätern ein Ansehen in Glaubenssachen beimessen. Ich weiß auch gar wohl, daß vorzüglich der heilige Augustin als ein Patron der protestantischen Lehre angeführt werden will; aber ich könnte Ihnen aus den Schriften dieses Kirchenvaters Stellen aus dem Gedächtnisse anführen, die Ihnen wohl keinen Zweifel über seine strenge katholische Gesinnung lassen würden. Doch wir bedürfen alles Dessen nicht. Vorläufig dürfen wir uns ja nur an die Schrift des Herrn Oberkonsistorialdirektors Bretschneider halten. Herr Bretschneider tadelt nicht bloß das blinde Vertrauen der orthodoxen Protestanten auf das Ansehen der Reformatoren, sondern er weiset ja auch in vielen Beziehungen die Irrthümlichkeit ihrer Lehren nach.

Viktorine. Sind Sie denn auch hierin mit ihm einverstanden?

Canonikus. Bei Weitem nicht immer, aber doch in Dem, was er über die Haupt- und Grundlehre des Protestantismus sagt.

Gouvernante. Und welche ist denn diese? Ich muß

---

*) S. 185.

zu meiner Beschämung gestehen, daß ich diese gar nicht anzugeben weiß.

Canonikus. Sie sind zuverläßig nicht die einzige Protestantin, welche diese Unkenntniß hat; ja, ich möchte sagen, daß es Ihnen und überhaupt Ihren Glaubensgenossen zur Ehre gereicht, diese Unkenntniß zu haben.

Viktorine. Das wüßte ich nicht! Sie meinen doch die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben?

Canonikus. Diese meine ich wirklich.

Friederike. Wie ist das? Auch ich kenne diese Lehre nicht.

Viktorine. Nun wahrhaftig, Friederike! Du gefällst mir, wenn Du eine Lehre nicht kennst, die in dem Bekenntnisse der Lutheraner noch weit stärker hervorgehoben ist, als in unserer anglikanischen Kirche. Ich muß Ihnen gestehen, Herr Canonikus! daß ich für diese Lehre immer sehr eingenommen war und noch jetzt mit Leib und Seele an ihr hänge.

Gouvernante. Worin besteht denn eigentlich diese Lehre?

Viktorine. Sie besteht darin, daß der Mensch gerecht werde vor Gott allein durch den Glauben an Jesum Christum, so daß, ob mich gleich mein Gewissen anklagt, daß ich gegen alle Gebote Gottes schwer gesündigt, und auch nicht eines gehalten habe, auch jetzt noch zu allem Bösen geneigt bin, mir dennoch ohne alles mein Verdienst und aus lauter Barmherzigkeit Gottes die vollkommene Genugthuung, Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi zugerechnet und geschenkt wird, gleich als ob ich niemals eine Sünde begangen und keinen Flecken an mir hätte, vielmehr gleich als ob ich den Gehorsam, den Christus an meiner Statt geleistet hat, selbst auf's Vollkommenste geleistet hätte.

Canonikus. Ganz recht, so heißt es im Heidelberger

Katechismus, und im Augsburger Glaubensbekenntnisse wird im IV. Artikel gesagt: Weiter wird gelehrt...., daß wir Vergebung der Sünde bekommen, und für Gott gerecht werden, aus Gnaden um Christus willen, durch den Glauben, so wir glauben, daß Christus für uns gelitten hat, und daß uns um seiner willen die Sünde vergeben, Gerechtigkeit und ewiges Leben geschenkt werde; dann diesen Glauben will Gott für Gerechtigkeit für (vor) ihme halten und zurechnen. Und in den 39 Artikeln des anglikanischen Bekenntnisses heißt es Art. 11: Wir werden nur wegen des Verdienstes Jesu Christi durch den Glauben und nicht wegen unserer guten Werke und Verdienste vor Gott gerecht geachtet.

Gouvernante. Wenn ich recht verstehe, so wird mit diesen Artikeln ausgesagt, daß die Christen nur nöthig haben, zu glauben, daß Jesus durch seinen Tod am Kreuze für ihre Sünden Genugthuung geleistet hat, und dieser Glaube allein, ohne Rücksicht auf ihr sittliches Leben, macht sie gerecht vor Gott.

Canonikus. Dieses ist es, was die erwähnten Artikel aussagen.

Gouvernante. Ich gestehe, daß mir eine solche Lehre sehr bedenklich und wenig vereinbarlich mit der Bibel vorkommt.

Friederike. Von unserm Luther wenigstens kann ich nicht glauben, daß er dieses gelehrt hat.

Canonikus. Gerade Luther, mein Fräulein! ist der eigentliche Urheber dieser Lehre und sie war durch eigenthümliche Verhältnisse bei ihm so sehr zur fixen Idee geworden, daß er auf diese Lehre nicht nur sein ganzes Glaubenssystem baute, sondern, zur besseren Begründung derselben, sogar die heilige Schrift verfälschte *) und Aussprüche that, die man

---

*) Luther hat bekanntlich im Briefe an die Römer, 3. Kap., nach

wahrhaft Blasphemieen nennen möchte. So behauptet er z. B., daß es nicht zum Berufe Jesu Christi gehört habe, den Menschen auch ein Sittengesetz zu predigen, und daß er dieses nur zufällig gethan habe. Ja, er nennt die Katholiken „Narren und Blinde,“ weil sie aus dem Evangelium ein Gesetz von der Liebe und aus Jesus einen Gesetzgeber machen wollen, *) und stellt den Satz auf, daß der Christ auch dann, wenn er wollte, sein Heil nicht verlieren könne, nur den einzigen Fall ausgenommen, daß er nicht glauben wollte. **) Alle Welt kennt den Disputirsatz, den er aufstellte: Wenn der Glaube nicht ohne alle, auch die kleinsten, Werke ist, so macht er nicht gerecht, ja er ist nicht einmal ein Glaube. ***) In diesem Sinne predigte er auch öffentlich: „Keine Sünde ist mehr in der Welt, denn der Unglaube.“ †) Andere dahin bezügliche Ausdrücke Luther's sind von der Art, daß Sie ohne Erröthen dieselben nicht hören könnten, ich aber ohne Verletzung alles Anstandes sie nicht anführen darf. ††)

Friederike. Sie sagen mir da Dinge, über die ich wirklich sehr erstaunt bin.

Viktorine. Damit, liebe Freundin! legst Du das Bekenntniß ab, daß Du Deinen Katechismus nicht gut gelernt hast. Ich kann darüber nicht so sehr staunen. Durch diese Lehre erscheint mir der Erlösungstod Jesu erst wahrhaft als

---

dem Worte Glauben das Wörtchen solum oder sola beigesetzt, so daß es heißt: „durch den Glauben allein.“

*) Auslegg. des Br. an d. Gal. Wittenb. S. 219.

**) De captiv. Babyl. Tom. II. fol. 284.

***) Opp. Tom. I. p. 523.

†) Haus-Postill. Jen. 1565. fol. 68. b.

††) Tom. I. Epist. Luth. in Epist. ad Mel. pag. 345. a Christo non avellet nos peccatum, etiamsi millies millies uno die fornicemur vel occidamus.

ein Werk unendlicher Barmherzigkeit und eigentlicher göttlicher Großmuth. Durch die katholische Lehre, daß der Mensch durch das Verdienst seiner eigenen guten Werke gerechtfertigt werde, scheint mir das Verdienst Christi, wenn nicht ganz überflüssig, doch unläugbar sehr geschmälert.

Canonikus. Sie scheinen über die Rechtfertigungslehre der Katholiken nicht richtig unterrichtet worden zu seyn, verehrte Lady!

Viktorine. Nicht? Ist es nicht katholische Lehre, daß der Christ durch das Verdienst seiner guten Werke vor Gott gerecht werde?

Canonikus. So ist es wirklich nicht. Die katholische Kirche lehrt, daß Christus durch seinen Tod am Kreuze seinem himmlischen Vater für die Sünden der ganzen Welt Genugthuung geleistet und sich unendliche Verdienste erworben habe. Obwohl nun Jesus für alle Menschen gestorben ist und für die Sünden Aller gelitten hat, so werden doch des Verdienstes seines Leidens nicht Alle theilhaftig, sondern es wird nur Denen zugeeignet, die an Jesus glauben und diesen ihren Glauben in ihrem Leben durch Befolgung der göttlichen Gebote bethätigen, bei denen sonach, wie die Kirche sich ausdrückt, der Glaube wirksam ist durch die Liebe, „welche die Erfüllung des Gesetzes ist," *) und ohne welche ein Glaube, der Berge versetzen könnte, nichts wäre. **) Diese Theilhaftigwerdung des unendlichen Verdienstes des Leidens und Sterbens Jesu wird die Rechtfertigung oder die Uebersetzung des Sünders in den Stand der Gerechtigkeit genannt. Vorbereitet zu derselben wird der Mensch durch die zuvorkommende Gnade Gottes, welche ihn zum Glauben beruft und seinen Willen zum Guten geneigt macht, und deßwegen so genannt

---

*) Röm. 13, 10.

**) 1. Kor. 13, 2.

wird, weil sie dem Menschen ohne alles Verdienst von seiner Seite ertheilt wird, da sie außerdem schon nicht mehr Gnade wäre. Dem Menschen kommt es nun zu, mit dieser Gnade mitzuwirken, und je eifriger dieses geschieht, desto vollkommener wird auch der Stand seiner Rechtfertigung und desto verdienstlicher wird das Gute, das er im Glauben vollbringt, nicht als ob es an und für sich verdienstlich wäre, da wir mit Ausübung des Guten und Haltung der göttlichen Gebote nur unsere Pflicht thun, sondern weil die göttliche Gnade so groß ist, daß sie das Gute, das die Gnade in uns begonnen und mit unserer Mitwirkung vollendet hat, wegen der unendlichen Verdienste Jesu uns zum Verdienste anrechnen will. *) Das Verdienst Christi ist demnach durch die katholische Lehre nicht geschmälert, da sie ausdrücklich besagt, daß der Mensch nur vermöge des Leidens und Sterbens Jesu selig werden könne, und nur beisetzt, daß auch der Mensch das Seinige thun müsse, um des Erlösungstodes des Heilandes theilhaftig zu werden. Durch die letztere Forderung ist zugleich die absurde Lehre beseitigt, daß der Mensch die Gebote Gottes nicht halten könne und in Allem sündige, was er thue, sogar in der Vollbringung guter Werke. **)

Friederike. Solche Lehren mögen vielleicht zur Zeit der Reformation vorgetragen worden seyn; heut zu Tage aber werden sie gewiß von den Protestanten nicht mehr angenommen.

Canonikus. Sie irren sehr, mein Fräulein! wenn Sie dieser Ansicht sind. Diejenigen, welche sich die rechtgläubigen Protestanten nennen, halten noch fest an der alten

---

*) Conc. Trid. sess. 6. cap. 16. „Gott will dem Menschen zum Verdienste rechnen, was seine Gabe ist.“

**) Tom. 1. Wittenb. prop. 1518. prop. 48. Tischr. Jena, 1603. S. 162. S. 166.

Rechtfertigungslehre und sehen sie noch heute, wie einst Luther, als die Haupt- und Grundlehre des Protestantismus an. Hr. Bretschneider macht ihnen dieses ja in seinem Buche zum Vorwurfe und führt sogar Beispiele an, deren man übrigens in den Predigten und Schriften der sogenannten orthodoxen Protestanten allenthalben finden kann.

Friederike. Ich möchte doch einige dieser Beispiele hören.

Viktorine. Hier auf Seite 211 magst Du sie selbst lesen.

Friederike. Ach! es ist aus den „Blicken in das Reich der Gnade" von Krummacher. „Durch den Tod, den Gott (?) litt und für das Menschengeschlecht starb, ist den Sündern seine Gnade zu Theil geworden; aber nicht den Sündern, die da glauben, nicht den reuigen, nicht den sich bessernden Sündern, sondern den bloßen Sündern; denn diese erhalten ihre Verzeihung, ohne daß sie je daran dachten, Gott darum zu bitten. Je größer die Unwürdigkeit ist, desto vollkommener ist die Bedingung, welche die Gnade verlangt. Keiner kann zur Seligkeit eingehen, er sey denn zuvor ein Sünder und unter dem Fluche gewesen." Und hier sind auch noch Verse, überschrieben: „Jesus, der wahrhaftige Sünderfreund." (Kopenhagen 1822.)

„Jesus nimmt die Sünder an,
Gesetzt auch, daß sie alle Sünden
Mit Lust und Vorsatz frech gethan.
Für alle Schuld ist Rath zu finden:
Der Götzendienst, die Lästerung,
Des Sabbathstags Entheiligung,
Der Ungehorsam, Haß und Morden
Sind unsers Heilands Tod geworden.
Und dadurch sind sie abgethan.
Nun heißt's: er nimmt die Sünder an." —

Ich mag gar nicht weiter lesen. Das ist ja eine entsetz-

liche Lehre. Unmöglich kann ich glauben, daß dieses die ächte protestantische ist.

Viktorine. So lautet sie zwar allerdings, die orthodoxe protestantische Lehre; aber auch ich muß gestehen, daß wir die katholische Lehre von der Rechtfertigung viel gesünder, den Aussprüchen der heiligen Schrift sowohl, als auch unserer Vernunft angemessener erscheint. Denn sagt nicht der Heiland selbst: „Nicht ein Jeder, der zu mir sagt: Herr! Herr! wird eingehen in das Himmelreich, sondern der den Willen thut meines Vaters, der im Himmel ist!"? Und hat er nicht dem Jünglinge, der ihn fragte, was er thun müsse, um das ewige Leben zu erlangen, geantwortet: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!"? *) Ich muß offen bekennen, daß ich in Beziehung auf diese Lehre Katholikin bin. — Doch wir wollen nun hören, was Sie zu dem System sagen, das Hr. Bretschneider vertritt.

Canonikus. Ich darf zwar mit Sicherheit voraussetzen, daß Ihrem Scharfsinne, Lady! die Unstichhaltigkeit der rationalistischen Ansicht, die Hr. Bretschneider aufstellt, nicht entgangen ist; doch füge ich mich Ihrem Wunsche und will auch mein Urtheil darüber offen aussprechen.

Die Inconsequenz der sogenannten orthodoxen Protestanten, welche, nachdem sie die Autorität der ganzen Kirche verworfen haben, auf das Wort eines einzelnen Mannes schwören, begeht Hr. Bretschneider nicht; seine Ansichten sind vielmehr das Resultat einer consequenten Durchführung des Prinzips der Reformation. Die Reformatoren stellten den Satz auf, daß man als christliche Wahrheiten nur solche Lehren annehmen dürfe, welche ausdrücklich in der Bibel, als der einzigen Quelle des Glaubens, enthalten seyen. Dabei nahmen sie zugleich faktisch das Recht in Anspruch, zu bestimmen,

---

*) Matth. 19, 17.

welches diese Lehren seyen. Dieses einmal angenommen, folgert, wie ich schon vorhin zu bemerken die Ehre hatte, Herr Bretschneider ganz richtig, daß das Recht, welches den gelehrten Theologen des sechzehnten Jahrhunderts, d. h. nämlich den Reformatoren, zugestanden werde, den gelehrten Theologen unserer Zeit um so weniger streitig gemacht werden könne, als die nöthigen wissenschaftlichen Kenntnisse der Letzteren zur Erklärung der heiligen Schrift weit vollkommener seyen, als die der Ersteren. Wie demnach die Reformatoren zu ihrer Zeit solche Lehren, die sie als Irrthümer erkannt haben, abgethan hätten, so dürften die Gelehrten dasselbe auch jetzt noch mit gleicher Befugniß thun. Es gehört aber wahrlich nicht viel Scharfsinn dazu, um einzusehen, daß die strenge Durchführung dieses Prinzips alle objektive Wahrheit des Christenthums unsicher machen, zahllose Sekten und Spaltungen herbeiführen, jeder menschlichen Meinung Eingang verschaffen und endlich das Christenthum selbst untergraben muß.

Zuerst muß sich schon die Frage aufdringen: Wenn die Gelehrten das Recht haben, die Lehren zu bestimmen, die schriftgemäß und wahr sind, und diejenigen zu verwerfen, die nicht schriftgemäß und irrig sind, wo ist das Ziel, über welches man mit solchen Bestimmungen nicht mehr hinaus kann? Nirgends steht etwas im Wege, mit solchem Reformiren so lange fortzufahren, bis endlich der Inhalt der christlichen Glaubenswahrheit auf ein solches Minimum reduzirt ist, daß nichts mehr zu reformiren da ist.

Gestatten Sie mir nur, verehrte Damen! daß ich näher auf die Sache eingehe; um Sie zu überzeugen, daß ich keine leeren Behauptungen wage.

Vor Allem ist zu erwägen, daß Jesus Christus, unser Heiland, eine Lehre predigte, die für die gesammte Menschheit, also nicht für die Gelehrten allein, sondern auch für das Volk bestimmt war. Ließ er ja dem Johannes durch seine

Jünger ausdrücklich sagen: „den Armen wird das Evangelium gepredigt." *) Daraus muß unbezweifelt geschlossen werden, daß er es auch allen Menschen möglich machen mußte, seine Lehre ganz und vollkommen kennen zu lernen. Wenn aber, um zur richtigen Erkenntniß der christlichen Religion zu gelangen, ein Apparat von wissenschaftlichen Kenntnissen erforderlich ist, den sich das Volk niemals erwerben kann, wie sollte nun dieses je zu einer sicheren und zuverlässigen Kenntniß der christlichen Wahrheit zu gelangen im Stande seyn? Gleichwohl macht Herr Bretschneider die richtige Auffassung der Lehre Jesu sogar von der richtigen Uebersetzung einzelner Wörter abhängig. Erlauben Sie mir gefällig das Buch! Hier auf Seite 69 wird behauptet, daß man den wahren Sinn einer gewissen christlichen Lehre nur dann erfasse, wenn man ein griechisches Wörtchen anders übersetze, als es bisher geschehen sey. Auf Seite 72 will Herr Bretschneider nachweisen, wie ein griechisches Wort eine ganz andere Bedeutung habe, als diejenige, die ihm gewöhnlich gegeben werde, wodurch eine Rede Jesu einen ganz andern Sinn erhält, als man bis jetzt in ihr gefunden hat. Behauptungen von der nämlichen Art stellt er noch auf einigen andern Seiten dieses Buches auf. **) Ist es, meine verehrten Damen! nur entfernt denkbar, daß unser göttlicher Lehrmeister das rechte Verständniß seiner Lehre abhängig gemacht haben soll von der richtigen Uebersetzung einiger Wörtchen, über deren wahre Bedeutung selbst die Gelehrten sich zanken und zu deren Verstehen die große Masse des Volkes ohnehin gar nicht gelangen kann? Wahrlich, auch dem Schwachsinnigsten muß einleuchten, daß Jesus für den Unterricht des Volkes in seiner wahren

---

*) Matth. 11, 5.

**) Vgl. S. 79. 89. 90.

Lehre auf eine ganz andere Weise und durch eine ganz andere Anstalt Vorsorge getroffen haben muß.

Sie könnten mir zwar einwenden, daß die Gelehrten, die durch ihre grammatikalischen und linquistischen Kenntnisse zur Erkenntniß der christlichen Wahrheit gelangen, eben die Pflicht haben, dieselbe dem Volke zu verkünden und zu bestimmen. Allein — selbst den Fall angenommen, daß die Gelehrten untereinander alle einig wären — wenn die Gelehrten unserer Zeit den gelehrten Theologen früherer Zeiten, und namentlich den Reformatoren, vorwerfen, daß ihre Kenntniß noch mangelhaft und unvollständig gewesen, daß sie daher die Bibel vielfach falsch übersetzt und, da sie auch noch manche Vorurtheile und irrige Vorstellungen hatten, sie häufig auch unrichtig erklärt haben *): glauben Sie nicht, daß nach 50 oder 60 Jahren den Gelehrten unserer Zeit von nachfolgenden Theologen, die wieder gelehrter seyn wollen, der nämliche Vorwurf gemacht werden wird? Die Folge davon müßte offenbar seyn, daß die christliche Wahrheit immer nach dem Umflusse von je 50 oder 60 Jahren eine andere würde, und der Sohn in seinem Katechismus manche Glaubensartikel gar nicht mehr, manche in ganz anderer Weise zu lernen bekäme, als jene waren, welche im Katechismus des Vaters gestanden haben. Ist aber ein solches unaufhörliches Schwanken im Glauben vereinbar mit dem Aufrufe des Apostels an die Gläubigen, sich nicht herumtreiben zu lassen von jedem Winde der Lehre? **) Und doch müßte dieses unläugbar Statt haben, selbst in dem Falle, den wir angenommen haben, daß die Gelehrten über Das, was auf den Grund der heiligen Schrift als christliche Wahrheit anzunehmen ist, miteinander ganz übereinstimmender Meinung wären. Wie wenig eine solche Einigkeit aber vor-

*) Elem. S. 89. 90. 95.

**) Ephes. 4, 14.

ausgesetzt werden darf, das zeigen uns nicht nur die heftigen und unaufhörlichen Streitigkeiten, die im Beginne der Reformation zwischen den Reformatoren selbst, zwischen Luther, Calvin, Zwingli, Karlstadt, Oekolampad, Melanchton u. s. w. Statt hatten, so daß nicht Einer mit dem Andern sich vollkommen verständigen konnte, sondern das beweiset uns auch die Gegenwart durch die großen Differenzen, die in den Ansichten der bedeutendsten protestantischen Theologen über Lehren Statt finden, welche von den Einen für wesentlich und wichtig, von den Andern aber für ganz gleichgiltig oder sogar irrthümlich gehalten werden. Wohin soll sich das Volk nun da wenden? Entweder tritt der Fall ein, daß die Pastoren, welche dem Einen oder dem Andern der theologischen Koryphäen anhängen, das Volk anders lehren, als sie selbst glauben, so daß also das Volk etwas ganz Anderes glauben muß, als die Gelehrten und Studirten, wie es auch vielfach ist, oder der Prediger lehrt, wie er denkt, und es müssen sonach nothwendig Sekten und Spaltungen entstehen und eine Gemeinde wird nicht mehr mit der andern, oder nur insoferne übereinstimmen, als ihr Pastor mit dem der anderen Gemeinde aus einer und der nämlichen Schule ist.

Dabei kommt noch zu erwägen, daß „gelehrt" ein relativer Begriff ist, und auch mittelmäßige Köpfe wollen, wenn sie studirt haben, nicht für ungelehrt angesehen werden. Das Recht, das der wirkliche Gelehrte in Anspruch nimmt, wird auch der Mann von geringerer Wissenschaft ansprechen und nicht minder, als jener, den Erklärer der heiligen Schrift machen wollen, und seinen Ansichten Geltung zu verschaffen suchen. Ja, wo ein solches Prinzip einmal zugelassen ist, wird sogar der gemeine und unstudirte Mann in einer Sache, die ihn so nahe berührt, wie die Religion, sich nicht gerne auf die Einsicht Anderer allein, und wären sie auch Gelehrte, verlassen, sondern selbst den Forscher, wenn auch nicht im Grund-

texte der Bibel, doch in der Uebersetzung, machen wollen, und die daraus hervorgehende ganz natürliche Folge ist, daß Jeder gerade Das als Wahrheit annimmt, was er nach seinen Verstandeskräften als solche erkennen kann, oder nach der Beschaffenheit seines Herzens erkennen will, so daß am Ende jedes Individuum sein eigenes Glaubensbekenntniß hat. Daß dieses aber nicht etwa bloß Folgerungen sind, die ich als Gegner des Protestantismus mache und die alles Grundes entbehren, darf ich Sie, meine Verehrten! nur auf die Zustände des Protestantismus hinweisen. Nachdem ein Luther, ein Calvin, ein Beza u. s. w. sich herausgenommen haben, den Glauben zu verbessern, haben dieses auch eine Menge Anderer gethan, und so ist es gekommen, daß aus dem Schoose des Protestantismus wieder zahllose Sekten hervorgegangen sind, wovon gerade dem Vaterlande der Lady nicht die wenigsten angehören. Wie es in unsern Tagen mit der Glaubenseinigkeit der Protestanten bestellt sey, darüber würde Sie schon Herr Bretschneider durch seine Clementine belehren, wenn ich nicht voraussetzen müßte, daß Ihnen aus Erfahrung mehr, als mir selbst, bekannt ist, daß es schwer ist, unter Ihren Glaubensgenossen Zwei oder Drei zu finden, die über alle Glaubenslehren vollkommen unter sich einig wären.

Es kann aber auch nicht anders seyn, und nach dem von den Reformatoren aufgestellten Prinzip mußte es so kommen. Ich habe schon gestern die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß die Bibel so abgefaßt ist, daß Jeder den Glauben, der ihm von Jugend auf gelehrt worden ist, darin findet. Allein sie ist auch so abgefaßt, daß Jeder seine Meinung in sie hineinlegen und wieder aus ihr beweisen kann. Für die Wahrheit meiner Behauptung nehme ich wieder Herrn Bretschneider und seine Schrift zu Zeugen. Es könnte zwar genügen, wenn ich den Vorwurf anführte, den Herr Bretschneider dem Reformator Luther macht, daß er „zu Gunsten seines

Systems"*) etwas in die heilige Schrift gelegt habe, was nicht in ihr liege; aber ich habe viel gewichtigere Beweise. Seit achtzehnhundert Jahren haben nicht bloß die Katholiken, sondern hat die gesammte Christenheit an die Lehre von der Erbsünde, von dem Versöhnungstode Jesu und von der Gottheit Christi geglaubt, und darin waren alle christlichen Parteien mit den Katholiken einverstanden, daß die Sünde der ersten Menschen sich auf alle ihre Nachkommen vererbe, daß Jesus Christus durch seinen Tod am Kreuze für unsere Sünden der göttlichen Gerechtigkeit Genugthuung geleistet und uns mit dem himmlischen Vater wieder versöhnt habe, und daß endlich Jesus Christus wahrhaft Gottes Sohn sey, von dem Vater von Ewigkeit gezeugt, der um unsers Heiles willen erst in der Zeit Fleisch angenommen hat und Mensch geworden ist. Herr Bretschneider findet dieses Alles nicht nur nicht in der heiligen Schrift, sondern er findet von Allem sogar das Gegentheil. Er nennt die Erbsünde eine Erfindung der Theologen, gibt den Stellen der heiligen Schrift, durch welche sie bewiesen zu werden pflegt, eine andere Deutung und wird mit dem heiligen Paulus dadurch fertig, daß er auch ihn nur als einen gelehrten Theologen, wie etwa Herrn Luther, behandelt und ihm vorwirft, daß er von den Vorurtheilen des Judenthums sich nicht ganz habe losmachen und zu den reinen Ansichten einer geläuterten Theologie habe erschwingen können, weßwegen er in Bezug auf die Erbsünde „einen aus der jüdischen Theologie seiner Zeit entlehnten Satz"**) in einen seiner Briefe aufgenommen habe, der aber in der christlichen Theologie nichts gelten könne. Die Erlösung der Menschheit durch Jesus ist ihm bloß eine sittliche, durch welche „die alten religiösen Irrthümer zer-

*) Elem. S. 90.
**) Ebend. S. 91.

stört, die Menschen zur Wahrheit geleitet und die verderbten Sitten umgewandelt wurden." *) Die Lehre von der Gottheit Christi nennt er eine „Kirchenlehre", will es nicht entscheiden, ob die Kirche „hinlänglichen Grund" gehabt habe, sie anzunehmen, spricht offen aus, daß man „diejenigen, welche an dieser Lehre zweifelhaft werden, nicht für Verächter der Schrift oder für Ungläubige erklären soll," **) und läßt über seine eigene Gesinnung in dieser Beziehung keinen Zweifel mehr übrig.

Und nun, meine Damen! mögen Sie selbst entscheiden, ob ich recht geurtheilt habe, wenn ich von der „Clementine" sagte, daß uns in derselben das Bild des Protestantismus in seinen jämmerlichen Blößen gezeigt werde. Wenn auf einer Seite die Inconsequenzen, Irrthümer und falschen Voraussetzungen der sogenannten Rechtgläubigen nicht mehr widersprochen werden können, wird uns auf der andern Seite in dem rationalistischen System ein Christenthum vorgeführt, zu dem sich jeder Muhamedaner ohne allen Anstand bekennen kann. Das Schlimmste dabei ist, daß die Orthodoxen den Rationalisten nicht vorwerfen können, daß sie nicht im Geiste der Reformatoren handeln, da offenbar ist, daß gerade sie das von den Reformatoren angefangene Werk in ganz folgerichtigem Weiterschreiten der Vollendung zuführen. Wenn dabei freilich ein höchst unerwartetes Resultat sich ergibt, so beweiset das nur, wie falsch, irrig und gefährlich das von den Reformationsmännern angenommene und von ihren Anhängern vertheidigte Prinzip sey. Und gleichwohl, meine verehrten Damen! hat uns Herr Dr. Bretschneider in der Clementine das Reformationswerk noch nicht in dem äußersten und letzten Stadium seiner consequenten Durchführung gezeigt,

*) Clem. S. 97.

**) Ebend. S. 204. 205. 206.

und wenn sein Rezensent sagt, daß in dieser Schrift der jetzige Stand der Parteien verkannt sey und sie deßwegen ebenso gut schon vor 30 oder 50 Jahren hätte geschrieben werden können, so beweiset er nur, daß ihm entgangen ist, wie Herr Bretschneider durch künstliche Wortstellung, unbestimmte Wendungen und täuschende Zwischenreden einen Vorhang zu ziehen gewußt, hinter welchem Ansichten verborgen sind, die weniger gelesen, als errathen werden wollen.

Viktorine. So, Herr Canonikus! habe ich die Sache des Protestantismus nie angesehen. Ihre Darstellung desselben, die so vollkommen auf die Wirklichkeit der Erscheinungen im Leben gegründet ist, fordert mich sehr zum ernsten Nachdenken auf. — Indeß ist mir doch Ein Bedenken aus der Lekture der Clementine geblieben, über welches ich mir Aufschluß von Ihnen erbitten möchte.

Canonikus. Befehlen Sie, Lady!

Viktorine. Ich bin zwar fest überzeugt, daß die Lehre von der Erbsünde in der Schrift alten und neuen Testamentes unwidersprechlich enthalten ist, und die Bemühungen des Herrn Bretschneider, den Stellen, welche für diese Lehre zeugen, einen andern Sinn unterzulegen und einzelnen Worten eine Bedeutung beizumessen, die für seine Behauptungen vortheilhaft ist, haben meine Ueberzeugung nicht erschüttern können. Das Bedenken aber ist in mir aufgestiegen, ob es wohl mit der göttlichen Gerechtigkeit zu vereinbaren ist, daß eine Sünde, welche die Stammältern begangen haben, auch ihren spätesten Nachkommen noch zugerechnet und in ihnen bestraft werden soll.

Canonikus. Um Ihr Bedenken genügend lösen zu können, müssen wir uns zuvor über die Natur der Erbsünde verständigen. Durch den Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntniß, den sich die ersten Menschen im Mißbrauche ihrer Freiheit gegen das ausdrückliche Verbot Gottes erlaubten,

wurde ihre ganze physische und geistige Natur verändert und ein Hang zum Widerspruche gegen Gott, also zum Bösen, in dieselbe gebracht, der über die durch jene Sünde zu gleicher Zeit zwar nicht ganz zerstörte, aber doch sehr geschwächte sittliche Kraft weit überwiegend war. Da nun offenbar ist, daß die Nachkommen der ersten Aeltern keine andere Natur haben können, als diese selbst hatten, so werden alle Menschen mit jener sündlichen Beschaffenheit der Natur geboren, die Gott ein Abscheu seyn muß. Erscheint uns nun die Gerechtigkeit Gottes, welcher der Mensch wegen des sündhaften Zustandes, in den er nicht durch sein eigenes, sondern durch das Verschulden seiner Stammältern gekommen ist, ein Gegenstand des Zornes ist, in ihrer ganzen Strenge: so erscheint uns doch auch wieder seine Barmherzigkeit in einer weit höheren, ja in der unermeßlichsten Größe, daß er seinen eignen Sohn bestimmt, diese Schuld zu sühnen, so daß wir gezwungen sind, mit dem heiligen Augustinus auszurufen: O glückliche Sünde, welche einen solchen und so erhabenen Vermittler zu haben erforderte!

Uebrigens, Lady! dürfen wir nicht übersehen, daß vor Gottes alles umfassender Größe die Dinge, die uns unerklärlich sind, in einer ganz andern Gestalt erscheinen müssen, als vor unserm beschränkten Verstande; außerdem müßten sich ja alle unsere Grübeleien auf die einzige Frage zurückführen lassen, warum Gott die Menschen nicht gleich in ursprünglicher Vollkommenheit in den Himmel versetzt habe. Kein geringer Beweis der Erbsünde dürfte unser hochmüthiges Streben seyn, wie Gott wissen, aber nicht wie beschränkte Wesen glauben zu wollen — und diesen Beweis hat Hr. Bretschneider in seiner Clementine wahrlich nicht am schwächsten geführt.

Viktorine. Ich bin Ihnen für Ihre Aufklärungen vielen Dank schuldig. Seit ich Ihre Gespräche und Erklärungen gehört habe, erscheint mir Vieles in einem ganz andern Lichte, als früher. — Sagen Sie mir doch, Herr Canonikus!

wäre denn eine Vereinigung zwischen Katholiken und Protestanten unmöglich? Es gibt ja doch unter Protestanten und Katholiken so viele wahrhaft glaubensfromme und zugleich gelehrte Männer: soll denn eine Verständigung unter ihnen nicht möglich seyn?

Canonikus. Unmöglich ist eine solche Vereinigung nicht.

Viktorine. Welches möchten wohl die Haupthindernisse seyn?

Canonikus. Deren gibt es sehr viele. Die erheblichsten aber sind gewiß Vorurtheile, Indolenz, Hochmuth, Eigennutz und Mangel an aufrichtiger Friedensliebe. Ob ich hiezu nicht auch noch jenes mächtige Wesen zählen soll, das Hr. Bretschneider ganz am Schlusse des zehnten Kapitels seiner Clementine (S. 192.) nennt, und dem er einen so großen Antheil an der protestantischen Orthodoxie in unserer Zeit zuschreibt, will ich dahingestellt seyn lassen.

Viktorine schlug das bezeichnete Kapitel in der Clementine auf, las und senkte wehmüthig den Blick — worauf sich die sämmtlichen Damen bei dem Canonikus empfahlen.

Sechstes Kapitel.

Der Convertit.

Zwei oder drei Tage waren ungefähr seit dem Besuche verflossen, den die engländischen Damen bei dem Canonikus gemacht hatten, als diesen ein äußerst schöner und heiterer Herbstmorgen zu einem Spaziergange im Freien einlud. Kein Wölkchen war am reinen, blauen Himmel zu sehen, mild und freundlich schien die Sonne und ihre Strahlen spiegelten sich mit Regenbogenfarben in den Thautropfen auf den Blättern der Alleebäume, durch deren Zweige hin das volltönige Lied der Amsel und der Lockruf der Finken schallte. Die Jahreszeit schien sich verjüngen und zum Frühlinge zurückkehren zu wollen, hätte nicht das hie und da bereits falb werdende Laub die Täuschung verrathen und daran erinnert, wie sich die Natur schon ihrem winterlichen Absterben nähere. Ernste Gedanken bemächtigten sich der Seele des Canonikus. Noch stand er selbst zwar ferne vom Herbste des Lebens; doch das Bild der Natur erinnerte ihn an den schnell herankommenden Abend der menschlichen Tage, an die irdische Vergänglichkeit, an Grab und Ewigkeit. Er schaute im Geiste das Bild des scheidenden Jahres, das nun bald hinabsinken sollte in die Vergangenheit und gedachte des Reichthums von Segen und Freude, den es so vielen Tausenden der lebenden Wesen gebracht, die es selbst im herbstlichen Scheiden noch einmal durch den

sich gleichsam verjüngenden und verklärenden Zauber der Natur entzückte. Möchte — dachte er — so dereinst auch der Abend meines Lebens seyn! Mögen die Tage meines Daseyns nicht dahinfließen, ohne daß sie auch nur einiger Maßen nützlich und segensreich für meine Mitmenschen gewesen sind! — Eine Reihe von Vorstellungen und Betrachtungen knüpfte sich hieran, in welche versunken der Canonikus noch eine Zeit lang dahin wandelte, als ihm auf einmal ein Herr auffiel, der, auf einer Bank sitzend, aufmerksam in einem Buche las und dem er schon bis auf einige Schritte nahe gekommen war. Der Herr schien ihm bekannt. Er besann sich einen Augenblick und erkannte in ihm plötzlich den Fremden, der den Auftritt mit dem Bremer Kaufmanne beim Ausgange aus dem Kursaale gehabt hatte. Sogleich schritt er auf den Herrn zu, wünschte ihm freundlich einen guten Morgen und setzte scherzweise bei: „Sie studiren ohne Zweifel schon die Schriften, die Ihnen vor einigen Tagen der Evangelist, den Sie fälschlich für einen Dieb hielten, in die Rocktaschen praktizirt hat?“ Der Fremde erhob sich sogleich, erwiederte höflich den Gruß des Canonikus und bemerkte, den Scherz des Canonikus verstehend: „Sie sehen, daß es ein Buch von einigem Umfange ist, das ich hier in Händen halte, und ein solches möchte sich wohl zu den Taschenspielerkünsten jenes Mannes wenig eignen. Ich habe seit jenem Vorfalle stets den Wunsch gehabt, Sie wieder zu sehen und zu sprechen. Familienangelegenheiten haben indeß eine Entfernung von hier auf einige Tage für mich nöthig gemacht und erst vorgestern bin ich wieder zurückgekehrt. Dieses unvermuthete Zusammentreffen mit Ihnen ist mir daher außerordentlich angenehm. Können Sie mir wohl über jenen geheimen Bücherspediteur nähere Auskunft geben?“ „Keine andere“ — entgegnete der Canonikus — „als die ich Ihnen schon damals gab. Aus dem Munde jenes Mannes selbst habe ich nur vernommen,

daß er ein Kaufmann aus Bremen sey.“ „Aber Sie sprachen ja so eben von einem Evangelisten.“ „So hat sich der angebliche Kaufmann selbst einige Male genannt und für einen solchen halte ich ihn auch.“ „Darf ich Sie wohl bitten, mir zu erklären, was denn unter einem solchen „Evangelisten“ eigentlich zu verstehen sey?“ „Schon seit einer ziemlich langen Zeit hat es sich eine gewisse Partei unter den Protestanten, welche Einige „„Pietisten,““ Andere „„Altgläubige,““ die sich selbst aber „„Rechtgläubige““ oder auch „„Evangelische““ nennen, zur Aufgabe gemacht, die Welt zu ihrem Glauben zu bekehren. Die Apostel und Jünger des Herrn, als sie die Welt zum Glauben an das Evangelium bekehren wollten, hielten dafür, daß dieses nur durch das lebendige Wort geschehen könne; die sogenannten Pietisten aber, unser schreibseliges Zeitalter wohl kennend, sind der Meinung, daß zur Bekehrung zu ihrem Glauben die Vertheilung von allerlei Büchelchen und Traktätlein ein wirksameres Mittel sey. Zu diesem Zwecke haben sich unter ihnen Vereine zusammengethan, die zu allererst Geld herbeischaffen. Mit diesem Gelde wird für Abfassung von kleinen Schriften und Traktaten gesorgt, in welchen der Glaube dieser Frommen gar herzbrechend auseinandergesetzt, der Christenmensch an seine Seligkeit durch den Glauben allein nachdrucksam erinnert und vor guten Werken ernstlich gewarnt wird. Eine nach einer dreifachen Rangstufe abgetheilte Klasse von Menschen muß dazu dienen, diesen Traktaten einen Erfolg zu sichern. Die zur ersten oder niedersten Rangstufe gehörigen Leute haben das Geschäft, die Traktate zu verschleppen, daher sie Austräger oder Colporteurs genannt werden. Man gebraucht hiezu gewöhnlich Krämer, Hausirer und Leute, die sonst keine Lebensbestimmung haben und denen dieser fromme Beruf theils einen Nebenverdienst, theils einen vollkommenen Nahrungszweig darbietet. Die zweite Klasse hat die Bestimmung, die Gegenden,

in welchen die Colporteurs bereits thätig gewesen sind, zu bereisen und wahrzunehmen, ob und wo der Same der ausgetheilten heilsamen Traktate etwa ein fruchtbares Ackerland gefunden habe, um dann die nach dem Worte Gottes, d. h. nach der Lehre jener Traktate, „hungernden Seelen" mit Trost aufzurichten und in ihrem Verlangen zu bestärken. Die Leute, denen dieses obliegt, werden „Evangelisten" genannt, und sie werden theils aus solchen Personen der ersten Klasse ausgewählt, die durch einen besonderen Eifer und eine vorzügliche Thätigkeit in der Colportage sich erprobt haben, theils werden sie aus Leuten genommen, die sich an dem ungerechten Glücke, das sie stiefmütterlich behandelt hat, dadurch rächen, daß sie ihm gänzlich entsagen und nur mehr für das ewige Heil ihrer Mitmenschen besorgt sind. Zu diesem Zwecke werden sie in eigenen „Evangelisten-Schulen" künstlich abgerichtet und dann ausgesendet als „Schafe unter die Wölfe." Um Christi Blut willen erbitten sie sich auf ihren Wanderungen eine Nachtherberge. Ist die Familie des Hauses versammelt, so verhalten sie sich still und schweigsam, nur bisweilen stoßen sie einen Seufzer aus und werfen einen schmerzlichen Blick nach Oben. Von dem Hausvater befragt, welches besondere Leiden den Fremdling drücke, schüttelt der Evangelist anfänglich das Haupt und schweigt. Wird dadurch die Neugierde rege und weiter in ihn gedrungen, so wird gestanden, daß es ein Seelenkummer sey, den man empfinde, und der aus der Betrachtung hervorgehe, daß eine so brave und barmherzige Familie aus Mangel rechter Erkenntniß verloren gehen soll. Ist die Familie durch die Rede betroffen und forscht, wie dieses zu verstehen sey, so wird der Evangelist allmählig offener. Er fragt, ob nicht zu dieser oder jener Zeit von einem Durchreisenden ein Schriftchen in ihre Hände gekommen sey. Wird die Frage bejaht, so muß das Schriftchen herbeigebracht werden, wo nicht, so zieht der Fremde selbst eines aus der Tasche.

Dieses wird nun den Anwesenden vorgelesen, erklärt, Kraftsätze werden einige Male wiederholt und am Schlusse bricht der Vorleser in lautes Weinen aus, in das er Klagen darüber mischt, daß die List des Satans und die Bosheit und Hartherzigkeit der Menschen so groß, daß sie das Licht des Evangeliums unter dem Schäffel verborgen und so viele Tausende im Unglauben halten und jämmerlich zu Grunde gehen lassen. Wirkt die Komödie, so wird der Fremde in der Regel gebeten, am nächsten Tage noch zu bleiben und seine Lehre weiter mitzutheilen. Es werden nun am folgenden Abende — denn nur zu dieser Zeit üben die Evangelisten ihren Beruf aus — noch einige Nachbarfamilien eingeladen, anwesend zu seyn, und der Auftritt des vorigen Abends wiederholt sich, nur mit dem Unterschiede, daß der Evangelist nun schon etwas kühner und zuversichtlicher spricht. Kommt nun die Gnade „zum Durchbruche“ und wird eine Anzahl von Seelen „gläubig“, so werden sie zum standhaften Ausharren ermahnt und die Aussicht eröffnet, daß bald Einer nachfolgen und weiteren Unterricht ertheilen werde. Damit beginnt das Amt derjenigen, die zur dritten Klasse gehören, und die man Missionäre nennt. Es sind dieses größtentheils verunglückte Prediger-Candidaten, die auf diese Weise ein Feld der Wirksamkeit finden, das ihnen anderweitig nicht so bald geöffnet worden wäre. Der Missionär übt sein Amt möglichst heimlich, lebt von der Freigebigkeit seiner Anhänger, ißt mit diesen im täglichen Wechsel über Tische und läßt sich, wenn er öffentlich erscheint, als „lieben Gast“ aus einer fernen verwandten oder bekannten Familie bezeichnen. Er hält sich nicht allzu lange an einem Orte auf, sondern reiset bald ab bald zu, wie es eben die Umstände zu erfordern scheinen.“ „Und wer sind denn Diejenigen,“ fragte der Herr den Canonikus, „bei welchen diese Leute ihr Bekehrungsgeschäft vorzüglich betreiben?“ „Sie betreiben es,“ antwortete der Canonikus, „bei den „Weltkindern“ aller Con-

fessionen — bei den Protestanten, Katholiken und zum Theile sogar auch bei den Juden.“ „Von wo aus wird es denn hauptsächlich geleitet?“ fragte der Herr weiter. „Seinen Ursprung,“ fuhr der Canonikus fort, „hat dieser Verein eigentlich in Genf genommen, wo auch jetzt noch sein Hauptsitz ist. Die in Bremen und Zürich bestehenden Vereine dieser Art sind Nachbildungen des Genfer-Vereins.“ „Dem in Bremen bestehenden Vereine wird ohne Zweifel der angebliche Kaufmann angehören,“ bemerkte der Herr.

Canonikus. Ich zweifle nicht daran.

Der Herr. Und welcher Klasse glauben Sie, daß er angehören mag?

Canonikus. Da er sich selbst einen Evangelisten genannt hat, so wird er ohne Zweifel der zweiten Klasse angehören. Es scheint jedoch, daß ihn dieses nicht hindert, mit seinem Amte auch das Geschäft der ersten Klasse zu verbinden, wozu er, wenn er wirklich nebenher Handelsgeschäfte betreibt, sehr gute Gelegenheit hat.

Der Herr. Aber ich bitte Sie, das ist ja eine höchst auffallende Proselytenmacherei!

Canonikus. Man gibt der Sache eben einen andern Namen und lehnt damit das Gehässige jenes Ausdruckes ab.

Der Herr. Wie aber — wenn von Seite der Katholiken Aehnliches geschähe?

Canonikus. Darf man auf allgemeine Erfahrungen hin urtheilen, so würde die Sache freilich ganz anders angesehen und als der krasseste Proselytismus verschrieen werden, gegen welchen die Prediger und die Polizei im Wetteifer in die Schranken treten würden.

Der Herr. Wenn der Evangelist aus Bremen freilich nirgends bessere Geschäfte macht, als bei mir, so wird er sich sobald keine Ansprüche auf Beförderung aus der zweiten Klasse in die dritte, wenn etwa auch eine solche Statt haben sollte,

erwerben. Ich weiß zwischen Katholizismus und Protestantismus wohl zu unterscheiden; denn ich bin Protestant — gewesen, und Katholik geworden.

Canonikus. Wie, mein Herr! Sie sind Convertit?

Der Herr. So ist es, geistlicher Herr! Aus einem eifrigen Hasser der katholischen Kirche bin ich ihr wärmster Anhänger geworden. Doch darf ich in Wahrheit sagen, nicht die katholische Religion und Kirche habe ich gehaßt; denn Das, was man von Jugend auf mir dafür bezeichnete, ist ja die katholische Kirche nicht in der Wirklichkeit. Es war also nur ein Phantom, das ich für die katholische Kirche hielt und wovon ich ein heftiger Gegner war.

Canonikus. So verhält es sich bei sehr vielen Protestanten, die leider! die katholische Kirche allzuwenig kennen.

Der Herr. Gewiß, Unzählige sind in dem Falle, in welchem ich mich befand. Ich lese hier ein Buch, das, ohne Vorurtheil erwogen, wohl Vielen die Augen öffnen könnte.

Canonikus. Darf ich um den Titel bitten?

Der Herr. Es sind die „Worte des Friedens und der Wiederversöhnung an gottesfürchtige protestantische Christen von Ludolph Beckedorff.“ Ohne Zweifel kennen Sie sie?

Canonikus. Sie beschäftigen sich mit einer herrlichen Schrift; ich kenne sie wohl. — Sie fühlen sich also, wie es scheint, vollkommen glücklich bei Ihrer Glaubensveränderung?

Der Herr. Sie ist das Resultat meiner vollständigsten Ueberzeugung, deren Frucht daher auch nur die vollständigste Seelenruhe seyn kann. Wenn ich aber gleichwohl diese Ruhe noch nicht vollkommen gefunden habe, noch weniger aber ganz glücklich bin, so hängt dieses mit meiner Glaubensänderung nur insoferne zusammen, als diese mich täglich an eine Schuld erinnert, die ich früher begangen habe, und die ich wieder gut zu machen noch nicht im Stande gewesen bin. Sie ge-

statten mir wohl, Hochwürdiger Herr! daß ich Sie auf Ihrem Spaziergange etwas begleite?

Der Canonikus nahm das Anerbieten höflich an, und indem nun Beide in den beschatteten Gängen der Allee dahinschritten setzte der Fremde das begonnene Gespräch wieder fort. Sie sind Priester — sagte er — und darum glaube ich, mein Herz offen vor Ihnen darlegen zu dürfen. Ich gehöre einer angesehenen adelichen Familie im Herzogthume N** an und erhielt eine meinem Stande angemessene Erziehung. Zum Jünglinge herangereift, wählte ich mir die militärische Laufbahn und trat in bayerische Dienste, wo ich nach einigen Jahren schon zum Offizier avancirte. Als solcher lernte ich in einer Familie, zu der ich Zutritt hatte, ein Frauenzimmer kennen, für das ich ganz eingenommen ward und das ich als Frau zu besitzen wünschte. Ich hielt um die Hand desselben an und sie ward mir zugesagt. Obschon meine Familie, die ich davon in Kenntniß setzte und um ihre Einwilligung bat, diese nur in sehr unbestimmten Ausdrücken gab und weniger darüber sich ungehalten zeigte, daß meine Braut, die aus einem adelichen Hause stammte, ohne Vermögen war, als darüber, daß sie der katholischen Confession angehörte, so setzte ich mich doch über die Unzufriedenheit der Meinigen hinweg und meine beabsichtigte Heirath wurde vollzogen. Ich war in dem ersten Jahre derselben auch so vollkommen glücklich, daß der Gedanke, daß ich später selbst der Störer dieses Glücks geworden bin und auch noch zwei andere Wesen höchst unglücklich gemacht habe, wie ein Gespenst der Rache mich verfolgt und mir nicht eher wahre Ruhe gönnen wird, bis ich mein begangenes Unrecht, so weit dieses möglich ist, wieder gut gemacht habe. Ich will Ihnen nichts von dem verhehlen, Hochwürdiger Herr! was ich mir vorzuwerfen habe. Meine Frau besaß alle Eigenschaften, einen Mann vollkommen glücklich zu machen. Besonders war sie sehr religiös und erfüllte

gewissenhaft die Pflichten der Religion. In meinen Augen war dieses aber, da mir die ganze katholische Religion von Jugend auf als barer Aberglaube dargestellt worden war, gerade ein Fehler und, wie mir schien, der einzige, den meine Frau hatte. Gleichwohl hatte ich anfänglich so viele Schonung für sie, daß ich ihre religiösen Uebungen nur zum Gegenstande eines Witz seyn sollenden Spottes machte. Wie oft mochte dieser das Herz meiner guten Amalie verwunden; aber keine Klage kam über ihre Lippen, nicht einmal einen Kummer ließ sie äußerlich sichtbar werden! Später traten Umstände ein, die mich auch die Rücksichten, die ich bisher noch genommen hatte, bei Seite setzen ließen. Doch, guter Herr! warum soll ich Ihnen lästig werden mit einer Erzählung, die nichts enthält, als Qualen, die ich meiner Gattin auferlegt und Opfer, die sie mir gebracht hat, bis sie mir auch noch das letzte, größte und schwerste, das ein Mensch zu bringen vermag, bis sie mir — ich sage es mit Zittern — sogar auch noch — und auch dieses vergeblich! das Opfer ihres Glaubens brachte! —

Canonikus. Sie sind der Baron Steinheim!

Baron. Sie kennen mich? Sie kennen meine Geschichte? Sie kennen meine Familie?

Canonikus. Sie — habe ich die Ehre in diesem Augenblicke kennen zu lernen; ihre Geschichte und ihre Familie aber kenne ich schon länger.

Baron. Darf ich bitten, mir zu sagen, wen ich in Euer Hochwürden zu verehren habe?

Canonikus. Ich bin der Canonikus N. zu N. in Bayern. Mein Name mag wohl schwerlich je zu Ihren Ohren gekommen seyn. Die Familie Ihrer Schwiegerältern ist mir wohl bekannt gewesen, und ich habe bei derselben stets wohlwollende Aufnahme gefunden.

Baron. Ich glaube fest, Herr Canonikus! daß es ein Engel Gottes ist, der Sie mir zuführt, ja, Sie können mir

selbst ein Engel werden, sofern Sie mich Ihres freundlichen Beistandes nicht für unwürdig halten. Kennen Sie meine ganze Geschichte? Wissen Sie, daß ich meine Frau treulos verlassen habe? Wissen Sie, wo und wie sie lebt?

Canonikus. Alles, Herr Baron! Alles ist mir ganz genau bekannt.

Baron. Wohlan, Hochwürdiger Herr! sehen Sie in mir einen Reuigen, der nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren in sein teutsches Vaterland zurückgekehrt ist, bereitet, zu den Füßen seiner Gattin sich niederzuwerfen, all das unermeßliche Leid, das er ihr zugefügt, ihr abzubitten, und es, wenn er so glücklich ist, ihre Verzeihung zu erlangen, wenigstens zum Theile wieder gut zu machen, da es ganz zu thun leider keine Möglichkeit mehr ist. Wollen Sie mir hiezu Ihren Beistand leihen?

Canonikus. Zur Vollbringung eines guten Werkes beizutragen, muß ein Priester zu jeder Stunde und unter allen Verhältnissen sich bereit finden lassen. Doch darf ich mir wohl, Herr Baron! die Frage erlauben, von welcher Art die Umstände sind, in denen Sie jetzt leben?

Baron. Darüber kann ich meine Gattin vollkommen beruhigen. Die Verhältnisse, denen ich sie entgegen zu führen im Stande bin, sind nicht eben glänzend, aber immerhin sehr anständig und unserm Stande vollkommen angemessen. Ich habe eine ehrenvolle Stelle und beziehe einen nicht unbedeutenden Gehalt. Beides ist mir für immer gesichert. Ich will Ihnen die wunderbare Weise erzählen, wie ich dazu gekommen bin.

Canonikus. Erlauben Sie, Herr Baron! daß ich Sie darauf aufmerksam mache, wie sich die Allee bereits mit Spaziergängern füllt. Wir unterhalten uns über so wichtige Gegenstände wohl besser ohne Zeugen. Darf ich mir die Frei-

heit nehmen, Sie einzuladen, das Frühstück auf meinem Zimmer mit mir einzunehmen?

Der Baron nahm die Einladung dankbar an und begleitete sofort den Canonikus in seine Wohnung. Auf dem Wege dahin wechselten sie nur wenige Worte; denn Beide befanden sich in einer Stimmung, in der sich in ihrer Seele Gedanke auf Gedanke drängte. Der Baron sah sich einem langersehnten Ziele näher gerückt und glaubte in dem Canonikus sich zur Erreichung desselben ein Werkzeug vom Himmel zugesandt; dem Canonikus schwebte die Scene des Wiedersehens der Ehegatten und ihre Wiederversöhnung vor, und zugleich gedachte er, wie nahe der Vater seiner Tochter sich befinde, ohne daß weder er noch diese im Mindesten eine Ahnung davon hatten. In der Wohnung des Canonikus angelangt, ließen sich nun beide Herren nieder, um das von der Bedienung besorgte Frühstück einzunehmen. Während desselben erzählte der Canonikus von dem Besuche, den er noch kürzlich der Gemahlin des Barons in Frankfurt gemacht hatte. Der Baron war von dieser Erzählung so erschüttert, daß er nur mit Mühe die Thränen zurückhielt, die sich in seine Augen drängten. Weiter theilte der Canonikus seinen Plan mit, daß er unverweilt nach Frankfurt reisen und die Baronesse auf die Ankunft ihres Gemahls vorbereiten wolle. Der Baron sollte in Wiesbaden abwarten, bis ihn ein Brief des Canonikus einladen würde, nachzukommen. Zu dem Letztern wollte aber der Baron sich nicht verstehen, indem er versicherte, daß die Ungewißheit, in welcher er über seine Aufnahme unterdessen schweben müßte, zu peinlich für ihn würde. Er sähe gar wohl ein, daß er von seiner Gemahlin keine Verzeihung verdiene, obwohl er sie von ihrem frommen Sinne hoffe. Wie aber ihr Urtheil ausfallen möge, so schien es ihm, daß, wenn er es in ihrer Nähe und sogleich erfahre, ein Abweisungsurtheil, wenn auch unendlich schmerzlich, doch erträglicher seyn müßte,

wie ihn dagegen die Nachricht von der gewordenen Verzeihung nur desto schneller zum Ziele seiner Wünsche und zur Wiedererlangung seiner verlornen Ruhe führen würde. Der Canonikus machte dagegen keine Einwendung, und eben bestimmte man die Stunde der Abreise, als an der Thüre gepocht wurde. Der Canonikus gerieth in einige Verlegenheit; denn er glaubte sicher, es würden die engländischen Damen seyn, die ihn zu besuchen kämen. Mit einer Art von Beklommenheit rief er daher sein „Herein!" und als die Thüre sich aufthat, nahm er mit Vergnügen wahr, daß nicht die Damen, sondern der Pfarrer und der Kaufmann aus Bremen es waren, die ihm einen Besuch machten. Beide erklärten, daß sie kämen, um Abschied zu nehmen. Unvermuthet eingetretene Familienverhältnisse, doch nicht eben trauriger Natur, riefen den Pfarrer zu den Seinigen zurück; der Kaufmann erklärte, daß er seine Reise nach Köln und Düsseldorf fortsetzen müsse. Der Canonikus und der Pfarrer nahmen herzlichen Abschied, und versprachen sich, ungeachtet der Verschiedenheit ihrer religiösen und kirchlichen Ansichten, einander eine freundliche Erinnerung zu bewahren. Als sich nun auch der Kaufmann beurlaubte und der Canonikus ihm viel Glück auf die weitere Reise wünschte, trat der Baron herzu und sprach: „Ich muß Sie noch um Verzeihung bitten, mein Herr! wegen eines Unrechtes, das ich Ihnen zugefügt; allein Sie haben mich selbst zu demselben veranlaßt, denn von Händen, die man unvermuthet in seinen Rocktaschen verspürt, erwartet man wahrlich nicht, daß sie sich dorthin bemüht haben, um etwas zu bringen." „Unrecht gerne zu verzeihen, ist eine heilige Christenpflicht," entgegnete der Kaufmann, „und insoferne habe ich Ihnen schon vergeben, noch ehe die Sonne jenes Tages unterging, und ich bin zufrieden, wenn nur sonst die kleine Mühe meiner Hände nicht ohne Segen bleiben wird." „Auch in dieser Beziehung," sagte der Baron, „kann ich Ihnen nur die für Sie wenig erfreuliche

Versicherung geben, daß Ihre Mühe eine vollkommen eitle bleiben wird.“ „Das ist Ihre Sache!“ versetzte der Kaufmann kaltblütig, worauf die beiden Herren sich nochmal empfahlen und entfernten. Auch der Baron eilte in seine Wohnung, um Anstalten zur Abreise zu treffen, während der Canonikus einen Plan entworfen hatte, in den er Viktorine ziehen zu müssen glaubte, weßhalb er sich sogleich zu einem Besuche bei den engländischen Damen aufmachte. Er traf diese gerade beim Frühstücke. Eine Einladung zu demselben lehnte er unter dem Vorgeben dringender Geschäfte ab und bat sich eine kurze Unterredung mit Viktorine aus, in welcher er der Lady seine an diesem Morgen gemachte Entdeckung sowie seinen weitern Plan mittheilte, indem er bat, daß dem Fräulein Friederike vorläufig Alles verschwiegen bleiben sollte. Viktorine war über den Plan des Canonikus ungemein vergnügt und versprach von ihrer Seite die pünktlichste Mitwirkung. Der Canonikus begab sich mit dem Baron noch am Abende desselben Tages nach Mainz und am Morgen des darauffolgenden Tages nach Frankfurt. Dort angekommen, säumte er nicht, der Frau von Steinheim seinen Besuch zu machen, die sehr erfreut war, den Canonikus so bald wieder zu sehen. Sie konnte nicht ahnen, welche Angelegenheit es war, die ihn so schnell wieder nach Frankfurt zurückführte! Der Canonikus theilte ihr nun mit, daß er so glücklich gewesen sey, Nachrichten über ihren Gemahl zu erhalten, die sehr erfreulicher Art seyen. Diesen Nachrichten zufolge dürfe er keinen Augenblick mehr zweifeln, daß der Baron Steinheim sich vollkommen gebessert habe, die treulose Verlassung seiner Gemahlin tief bereue und nichts so sehr als ihre Verzeihung und eine Wiedervereinigung mit ihr wünsche. Ein Strom von Thränen bedeckte bei diesen Worten des Canonikus das Angesicht der guten Frau, die so lange und so viel gelitten hatte und seit Jahren gewohnt war, nur Nachrichten trauriger Art zu vernehmen. „Sie sind ein

Engel des Trostes für mich," sagte sie unter lautem Schluchzen zu dem Canonikus. „Ihrer Vermittlung hatte ich noch jüngst das Wiedersehen meines lieben Kindes zu danken — und schon bringen Sie mir wieder eine Botschaft, bei der mein Herz vor Freude zerspringen müßte, wenn nicht so Vieles wäre, was mich fürchten läßt, daß Sie durch die Nachrichten, die Sie erhalten haben, getäuscht worden sind." „Beste, gnädige Frau," sprach jetzt der Canonikus feierlich, „meine Nachrichten sind zuverläßig und sicher. Der Himmel hat nach vielen herben Prüfungen und schweren Leiden, die Sie erduldet, auch wieder Freuden für Sie beschlossen. Noch heute sollen sie Ihnen werden; denn, gnädige Frau! — Ihr Gemahl ist hier." Es ist kaum zu beschreiben, was Frau von Steinheim bei dieser Nachricht empfand. Die Worte des Canonikus kamen ihr ganz unglaublich vor, und es war ihr, als ob sie träume. Endlich floßen ihre Thränen auf's Neue und sie fragte: „Hier, sagen Sie, sey mein Mann? Und warum säumt er, zu der zu kommen, die er so unglücklich gemacht hat?" „Bereiten Sie sich, gnädige Frau! ihn zu empfangen. Vergessen Sie aber nicht, daß es ein Reuiger ist, der zurückkehrt und um Ihre Verzeihung fleht." Mit diesen Worten entfernte sich der Canonikus so rasch, daß er die Baronesse nicht mehr hörte, die ihm nachrief und noch Dieses und Jenes fragen wollte.

Ehe noch eine, für die Frau von Steinheim höchst unruhvolle Viertelstunde verging, während welcher sie nicht wußte, ob das Vorgefallene Wahrheit oder Täuschung sey, während der sie dann wieder nachdenken wollte, wie sie, wenn die Sache sich wirklich so verhielte, ihren Mann empfangen sollte und gleichwohl zu keiner ruhigen Besinnung gelangen konnte: öffnete der Canonikus plötzlich die Thüre und an ihm vorüber und hin zu den Füßen seiner Gemahlin stürzte der Baron mit erstickter Stimme rufend: „Amalie, kannst Du mir

verzeihen?“ Frau von Steinheim neigte sich zitternd und voll Thränen über ihren Gemahl hin und suchte ihn empor zu richten, indem sie ihm zulispelte: „Alles ist vergessen!“ Nach diesen Worten verließ der Canonikus das Zimmer, in das er aber schon nach wenigen Minuten wieder zurückkehrte, mit Friederiken an dem Arme, die sich sogleich von ihm losriß und zur Umarmung ihrer Mutter eilte. „Herr Baron!“ sprach der Canonikus zu dem über diesen Anblick betroffenen Steinheim, „erkennen Sie, wie Gott Ihre Rückkehr schon im ersten Augenblicke lohnt! — Kommen Sie auch hieher, Fräulein!“ fuhr er fort, indem er seine Hand auf die Brust des Barons legte, „das Herz, das unter dieser Brust schlägt, ist das Herz — Ihres Vaters.“ Friederike und der Baron standen vor Staunen sprachlos: erst als die Mutter der Tochter zuwinkte und ihr sagte: Ja, mein Kind! du stehst vor deinem Vater, breitete dieser seine Arme nach ihr aus und Friederike sank an sein Herz. — In diesem Augenblicke öffnete der Canonikus die Thüre und Viktorine trat mit der Gouvernante herein, die nun gleichfalls Zeugen der rührenden Scene des Wiederfindens wurden, bei welcher das Auge Keines der Anwesenden trocken blieb. Eine geraume Zeit verging, bis der Canonikus Gelegenheit fand, die engländischen Damen mit dem Baron bekannt zu machen, der, nachdem er das Verhältniß seiner Tochter zu denselben erfuhr, nicht wenig erstaunt war, zu vernehmen, daß er mehrere Tage hindurch mit seiner Tochter an einem und demselben Orte sich aufgehalten habe. Der Vormittag ging schnell hinüber unter gegenseitigen Fragen, Antworten, Aufschlüssen und Aeußerungen der Freude, die innerhalb der Wände der Zimmer der Frau von Steinheim schon seit vielen Jahren nicht mehr heimisch gewesen war. Der Baron wollte vor Allem wissen, auf welche Weise seine Tochter in die Gesellschaft der engländischen Damen gekommen sey. Viktorine gab darüber Aufklärung. Ich habe, sprach sie,

das Unglück gehabt, im vorigen Herbste meine Mutter, die ich unaussprechlich liebte, durch den Tod zu verlieren. Der Schmerz, den ich darüber empfand, griff mich so sehr an, daß ich selbst krank wurde und viele Wochen zwischen Tod und Leben schwebte. Mit Anfang des Frühjahres erholte ich mich wieder und die Aerzte schlugen meinem Vater vor, mich zur Zerstreuung eine Reise auf das Festland machen zu lassen. Mein Vater war dazu ganz geneigt und ich nahm den Vorschlag mit Freuden auf. Ich reisete mit meiner guten Gouvernante zuerst nach Basel, zu dem Grafen von M**, meinem Oheime, der eine Steinheim zur Gemahlin hat und Ihr naher Anverwandter ist. Während meines Aufenthaltes daselbst äußerte ich mehrmals den Wunsch, in meine Gesellschaft ein teutsches Frauenzimmer aufnehmen zu können, das mit den Sitten und Gewohnheiten in Teutschland genauer bekannt wäre. Der Graf von M** dachte an Friederike, schrieb darüber an seinen Schwager, Ihren Bruder, und schon nach dem Verlaufe von drei Wochen erschien meine liebe Cousine, die seitdem meine unzertrennliche Begleiterin und zärtlichste Freundin geworden ist. Es wurde nun ferner erzählt, daß Friederiken der Aufenthalt ihrer Mutter stets verborgen gehalten worden war, und daß sie von den Verhältnissen ihres Vaters nur soviel erfahren, daß er sich von ihrer Mutter getrennt habe und außer Landes sich befinde. Die Ungewißheit, in welcher sie über das Schicksal ihrer Aeltern geschwebt, habe fortwährend als ein geheimer Kummer an ihrem Herzen genagt, den die liebende Theilnahme Viktorinens auf alle Weise zu lindern suchte, bis endlich ein glückliches Zusammentreffen mit dem Canonikus ganz zufällig den Aufenthalt der Frau von Steinheim kund gemacht und Mutter und Tochter nach langer Trennung wieder zusammengeführt habe. Der Baron war über diese Mittheilungen sehr gerührt, er pries den Canonikus als ein Werkzeug des Himmels zur glücklichen

Wiedervereinigung mit den Seinigen und setzte hinzu, daß auch er einem Britten und Anverwandten das Glück, das er jetzt genieße, zu verdanken habe. Er wollte fortfahren, um zu erzählen, auf welche Weise sich dieses ereignet habe; aber Viktorine unterbrach ihn, indem sie bemerkte, daß es hohe Zeit seyn dürfte, an den Mittagstisch zu denken. Da die gute Cousine, sprach sie, auf ihre Gäste nicht vorbereitet war, so habe ich mir, in Verbindung mit dem Herrn Canonikus, erlaubt, in einem nahen Gasthofe ein Mittagessen zu bestellen, das uns hieher geschafft wird. Lassen Sie nun den Tisch bereiten, gute Cousine, und nach dem Essen muß uns der Cousin seine Geschichte erzählen. Frau von Steinheim dankte Viktorinen für eine so zarte Aufmerksamkeit und ihre hierauf herbeigerufene Bedienung, eine einzige, schon ziemlich bejahrte Magd, traf nun die Voranstalten zur Mahlzeit und nicht lange darnach wurden auch die Speisen aus dem Gasthofe gebracht. Als man eben die Plätze an dem Tische einnehmen wollte, erhob sich der Baron und sprach ganz feierlich: Gott hat den Meinigen, vor Allem aber mir, heute so große Liebe und Barmherzigkeit erzeigt, daß ich mir erlaube, Sie insgesammt zu bitten, ihm mit mir, ehe wir uns zum Empfange seiner Gaben niedersetzen, von Herzen Lob und Dank zu sagen. Alle standen und beteten still — Frau von Steinheim und Friederike mit Thränen. Als darauf der Baron nach katholischer Weise mit dem Kreuzzeichen sich bezeichnete und die Gesellschaft bat, sich niederzulassen, blickten ihn Sämmtliche, mit Ausnahme des Canonikus, verwundert an; denn der Letztere hatte von der Religionsänderung des Barons noch Niemanden etwas gesagt, auch Viktorinen nicht. Diese konnte sich daher, als man Platz genommen hatte, nicht enthalten, zu fragen: „Sind Sie denn katholisch, Cousin? Sie haben sich ja mit einem Kreuze bezeichnet.“ „Ja, liebes Cousinchen, ich bin Katholik,“ antwortete der Baron, „hat

Ihnen unser werther Freund hier, der Herr Canonikus, dieses nicht mitgetheilt?“ „Mit keiner Sylbe,“ sprach die Lady, während die andern Damen zu gleicher Zeit die Frage wiederholten: „Katholisch?“ — „Und auch Dir hat unser Freund noch nichts davon gesagt, Amalie?“ fragte der Baron seine Gemahlin, die nicht zu antworten vermochte, sondern überwältigt von einem gemischten Gefühle der Freude und wehmüthiger Erinnerungen auf's Neue zu weinen begann. Viktorine suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben und wurde dabei von dem Canonikus und der Gouvernante, die ihre Absicht sogleich erriethen, bestens unterstützt, und bald war die ganze Gesellschaft in eine frohe und heitere Stimmung versetzt.

Erst beim Nachtische forderte Viktorine den Baron wieder auf, zu erzählen, in welcher Beziehung er zu dem Britten gestanden sey, dessen er vor Tisch Erwähnung gethan habe. Der Baron bat die Gesellschaft, ihm zu gestatten, daß er über Manches hinweggehen dürfe, was in diesem Augenblicke seine Gemahlin und ihn noch zu schmerzlich berühren dürfte und fing dann an zu erzählen: „Als ich auf den unglückseligen Einfall gekommen war, meine Familie und mein Vaterland zu verlassen, begab ich mich nach Frankreich, in der Hoffnung, dort eine Gesellschaft zu finden, an die ich mich anschließen und mit der ich in einen fremden Welttheil auswandern könnte. Allein meine Hoffnung täuschte mich. Es bot sich mir zwar öfter Gelegenheit dar, an solche Gesellschaften mich anzuschließen; allein sie bestanden größtentheils aus Leuten der gemeinsten und niedrigsten Denkart, und soviel Ehre war mir geblieben, daß ich mit Menschen von diesem Schlage in keine Verbindung treten mochte. Gesellschaften von Personen, wie ich sie mir vorstellte und wünschte, fanden sich nirgends vor. So lange nun der geringe Rest meines Vermögens, den ich mit mir genommen hatte, noch dauerte, lebte ich

beschäftigungslos und über eitlen Plänen für die Zukunft brütend fort. Ich suchte Bekanntschaften zu machen und mich des Rathes Anderer zu bedienen; aber jeder gute Rath und all mein Vorhaben scheiterte im Hinblicke auf meine täglich sich mindernde Kasse. Endlich blieb mir keine andere Aussicht mehr übrig, als französische Kriegsdienste zu suchen. Nur mit Mühe erlangte ich durch Vermittlung eines angesehenen Bekannten eine Offiziersstelle in einem meistens aus Fremden von allen Nationen bestehenden Regimente, das zur Einschiffung nach Algier bestimmt war. Ich kam mit demselben wohlbehalten in Algier an und hatte bald Gelegenheit, ein Leben voll Strapazen unter der heißen afrikanischen Sonne kennen zu lernen. In dem immerwährenden kleinen Kriege gegen die bald kommenden, bald fliehenden arabischen Reiterhaufen stand mein Leben öfter als einmal auf dem Spiele, aber glücklich entging ich immer der Gefahr. Nicht so glücklich war ich später bei der Belagerung von Constantine, wo ich schwer verwundet wurde und von dem Kampfplatze weggetragen werden mußte. Man brachte mich anfangs in ein Feldspital und bald darauf, nach dem für die französischen Waffen so günstigen Ausgange der Belagerung, in die eroberte Stadt, wo es mir an Pflege und ärztlicher Hilfe nicht mangelte. Gleichwohl verstrichen drei Monate bis zu meiner gänzlichen Herstellung. Kaum war ich zu meinem Regimente zurückgekehrt und wieder in den aktiven Dienst eingereiht worden, als ich die Beschwerden des Krieges in einem Zuge gegen Abdel Kader neuerdings kennen lernen mußte. Die Folgen derselben und das ungewohnte Klima zogen mir ein in der Expeditions-Armee damals allgemein herrschendes, äußerst gefährliches Fieber zu, dem täglich eine große Anzahl unserer Truppen erlag. Schon hatte ich mich darein ergeben, daß durch dasselbe auch meinen Tagen ein Ziel gesetzt werden und ich mein Grab in einem fremden Welttheile finden sollte. Doch Gottes

Gnade hatte es, obwohl ich es so wenig verdiente, besser mit mir vor. Meine starke Körperconstitution überwand und nach ungefähr sechs Wochen war es mir, freilich abgezehrt zu einem wahren Gerippe, wieder möglich, auszugehen. Die Aerzte erklärten mir, daß zu meiner völligen Herstellung die Rückkehr nach Europa, wenigstens auf eine Zeit lang, unumgänglich nothwendig sey, und ich selbst fühlte das nur zu sehr. Dieses veranlaßte mich, einen Urlaub auf ein halbes Jahr nachzusuchen, den ich auch erhielt und worauf ich mit der ersten Gelegenheit, die sich darbot, nach Frankreich zurückkehrte. Die Muße, die ich hier hatte, ließ mich nun öfter über die bisherigen Schicksale meines Lebens nachdenken und es konnte nicht fehlen, daß ich anfangen mußte, mein eigener Ankläger zu werden. Um den Vorwürfen, die ich mir selbst machte, zu entgehen, suchte ich Zerstreuungen, suchte sie vorzüglich bei den Spielbänken, wo ich nicht selten mein ganzes Vermögen, das nur mehr in meinem monatlichen Solde bestand, aussetzte, bald gewann und bald verlor. Vergeblich hatte mich bis jetzt die göttliche Erbarmung auf den Schlachtfeldern von Afrika und auf dem Siechbette im Lazarethe zu Algerien gesucht: sie sollte mich endlich an einem Orte finden, wo es am wenigsten zu vermuthen war, in einer Stadt, die man die ungläubige und sittenlose nennt, in Paris. Das gelbe Fieber, an dem ich in Algerien daniederlag, war nicht radikal geheilt worden; in der außerordentlichen Schwäche, die es mir zurückgelassen hatte, fühlte ich noch seinen in mir verborgenen Keim. Das veränderte Klima aber verursachte, daß es einen anderen Charakter annahm und in ein hitziges Nervenfieber umschlug, dessen Ausbruche ich lange widerstrebte, endlich aber nachgeben mußte. Ich blieb im Bette und schickte nach dem Arzt. Bis dieser erschien, war meine Besinnung schon dahin und es blieb mir Alles völlig unbekannt, was weiter mit mir vorging. Eines Tages erwachte ich und es war mir, als ob

ich einen äußerst schweren Traum gehabt habe. Ich schlug meine Augen auf und blickte um mich. Ich sah mich in einem Zimmer, in dem ich gänzlich fremd war. In der Nähe meines Bettes stand ein anderes, das leer war. Ich hörte ein leises Athmen auf der entgegengesetzten Seite und wendete meinen Blick dahin. Zwei Personen standen vor mir, die ich aus Schwäche nicht wohl unterscheiden konnte. Ich fragte mit schwacher Stimme und in teutscher Sprache: Wo bin ich? Die beiden Personen kamen näher und eine derselben antwortete sogleich ebenfalls teutsch: Sie befinden sich im Spitale der Lazaristen, mein Herr! und können über die Sorgfalt der Pflege, die Ihnen hier widerfährt, vollkommen beruhigt seyn. Und wie bin ich hieher gekommen? fragte ich weiter. Der Eigenthümer des Hauses, bei dem Sie wohnten, hat es so angeordnet, antwortete der Fremde. Ich nahm nun alle meine geistige Kraft zusammen, um mich zu besinnen, wo ich, ob in Algier, oder in Paris, oder in Teutschland, mich befände. Erst nach und nach wurde es lichter in meiner Erinnerung, es fiel mir bei, daß ich in Paris mich befinde und der Anfang meiner Krankheit schwebte mir wie ein Traum vor. Ich fragte nun französisch: Wie lange bin ich schon hier? Es ist heute der neunte Tag, der Tag der glücklichen Entscheidung, wie wir zu Gott hoffen, antwortete die Stimme eines Mannes, der jetzt gleichfalls näher an mich herantrat und den ich mit einer Art von Mönchsgewande bekleidet sah. Der Widerwille, mit dem ich von Jugend auf schon gegen das Wort „Mönch" erfüllt worden war, machte, daß ich vor diesem Anblicke schauderte und unwillig meine Augen abwendete. So groß, so mächtig ist das Vorurtheil, daß es die edelste Hingebung, die rücksichtsloseste Aufopferung um des Kleides willen, an dem es Anstoß nimmt, mißachtet! Der gute Bruder bemerkte meine Schwachheit und zog sich gelassen zurück. Der Herr, der mir teutsch geantwortet hatte, erzählte

mir nun, daß ich seit acht Tagen in großer Gefahr geschwebt habe und beständig außer mir gewesen sey. Er verständigte mich von der Aufmerksamkeit, welche die Brüder dieses Hauses für mich während dieser Zeit gehabt und wie sie abwechselnd Tag und Nacht Wache bei mir gehalten haben. Sie sind nun, erklärte er mir, ohne Zweifel außer Gefahr; heute ist der neunte Tag und die Krisis hat sich glücklich gelöset. Doch — setzte er hinzu — haben Sie sich zu schonen, die Schwäche folgt erst nach und selbst das Reden könnte in Ihrem jetzigen Zustande höchst gefährlich für Sie werden. Nachdem er mich über meine Lage und meinen Aufenthalt nochmal zu beruhigen gesucht hatte, empfahl er sich mit dem Versprechen, daß er mich noch oft besuchen werde. Er ging und der Lazarist ließ sich ruhig auf einem am Haupte meines Bettes stehenden Stuhle nieder. Ich entschlummerte, und als ich bald darauf wieder erwachte, trat der Bruder herbei, und bat mich, Medizin zu nehmen, denn der Arzt habe es so verordnet. Ich that es — und unvermögend bin ich, Ihnen alle die Sorgfalt, Aufmerksamkeit, die zarte Zuvorkommenheit, mit Einem Worte die gänzliche Hingebung zu schildern, die ich von dieser Stunde an noch volle vier Wochen hindurch an diesen Brüdern bewundern mußte, an Männern, die durchaus auf keinen Dank rechnen, und deren Muth durch die leider! nicht ganz seltene Brutalität Derer, die sie mit so vieler Liebe pflegen, nicht gebrochen, vielmehr nur noch gehoben wird. Ich muß gestehen, ich wurde davon innigst gerührt. Nicht weniger oder mehr noch wurde ich durch den Eifer gerührt, den der fremde Herr fortwährend für mich an den Tag legte. Täglich kam er zwei, auch drei Male, erkundigte sich sorgfältig nach meinem Befinden, zeigte seine Freude über meine fortschreitende Besserung und war bemüht, mir allerlei kleine Dienste zu thun. Es war mir dieses Interesse, das er an mir nahm, ein Räthsel. Ich bat ihn, mir zu sagen, wem

ich so vielen gütigen Antheil zu verdanken hätte. Er lächelte aber und ersuchte mich, darüber beruhigt zu seyn. In dem Hause, in welchem ich mich befände, sey eine solche Beistandleistung Sitte. Was man thue, wolle man aber ungekannt thun. Ich fragte, ob er mich vielleicht kenne. Er sagte mir, daß er sich nicht entsinne, mich früher gesehen zu haben. Ich forschte bei den Brüdern nach, die mich bedienten, um zu erfahren, wer der Fremde wäre; aber auch bei ihnen kam ich nicht zum Ziele, indem sie sich mit eigener Unkenntniß entschuldigten und erklärten, daß die Wohlthäter in der Regel nur dem Oberen bekannt seyen. Als ich so weit hergestellt war, daß ich bisweilen schon einen Spaziergang im Garten machen durfte, erschien der Fremde immer, um mich auf meinem Spaziergange zu unterhalten und, was bei meiner großen Schwäche öfter nöthig war, mich zu unterstützen. Jetzt hatte ich erst Gelegenheit, zu bemerken, wie auch noch viele andere, zum Theile vornehm gekleidete, Herren und Damen das Hospital besuchten, in die Säle und Zimmer der Kranken eintraten und diesen ohne Unterschied des Standes die menschenfreundlichsten Dienste erwiesen. Die Damen brachten nicht selten Weißzeug und andere in einem Hospitale nöthige Requisite, die Herren gaben Geldspenden — entweder unmittelbar an genesende Kranke, oder den Brüdern, um sie nach bestem Ermessen zu verwenden. Ich äußerte mein Erstaunen über eine solche Gesinnung der Menschenliebe, die sich hier so lebendig bethätigte, gegen meinen unbekannten Freund. Das bewirkt, sprach dieser, die Macht der Religion, und Sie sehen daraus, daß die Irreligiosität in dem verrufenen Paris nicht so allgemein ist, als gewöhnlich geglaubt wird. Es herrschen hier neben großen Lastern auch große Tugenden, neben schreiender sittlicher Verworfenheit auch wahre und innige christliche Frömmigkeit, die es aber zu verhüten sucht, ihren Strahlenglanz öffentlich zu zeigen. Ich gab dieses zu, indem ich beisetzte,

daß das Haus der Lazaristen nach Allem, was ich seither da wahrzunehmen Gelegenheit gehabt, allein schon ein sprechender Beweis dafür sey; ich machte aber auch die Bemerkung, daß es mir dennoch schiene, als ob in der katholischen Kirche auf die menschliche Werkheiligkeit zu viel Gewicht gelegt würde. Da mein Begleiter hierauf schwieg, so bat ich ihn ausdrücklich um seine Meinung hierüber. Was nennen Sie — sprach er mit sanfter Stimme — Werkheiligkeit? Nennen Sie die rücksichtsloseste und vollkommenste Hingebung eines Menschen für seinen Nebenmenschen Werkheiligkeit? Wer hat aber diese Werkheiligkeit mehr geübt, als unser Erlöser, der nicht nur die Tage seines Lebens ausschließlich dem Dienste und Wohlthun der Menschen gewidmet, sondern sogar das Leben selbst für sie hingegeben hat? Wer mehr, als seine Apostel, die Alles, was dem Menschen theuer ist, verlassen haben und, keine Gefahr scheuend, keine Drohung fürchtend, vor keiner Mühseligkeit zurückschreckend, ausgegangen sind, um ihren Mitmenschen die frohe Botschaft vom Reiche Gottes zu bringen, die unaufhörlich suchten, „Allen Alles zu werden"? Auf meine Bemerkung, daß ein Vergleich mit Christus aus dem Grunde nicht zuläßig seyn dürfte, weil seine eigentliche Bestimmung gewesen sey, durch gänzliche Hingabe für die Menschen diese zu erlösen, antwortete mir der Unbekannte: Sie vergessen aber, bester Freund! daß uns Jesus ausdrücklich zu seiner Nachfolge aufgefordert hat, und daß aus seiner Unterredung mit dem reichen Jünglinge *) unwidersprechlich hervorgeht, daß die unbedingteste Nachfolge Jesu der höchste Grad der Tugend, die christliche Vollkommenheit, ist. Ich weiß wohl, diese Vollkommenheit zu erreichen, ist nicht Allen möglich, denn „der Geist weht, wo er wehen will"; aber wo es eine Vollkommenheit der Tugend gibt, da muß es auch Abstufungen

*) Matth. 19, 16 ff.

geben, die Jesus auch deutlich bezeichnet, wenn er sagt: „Ein Jeder, der ein Haus, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Aecker um meines Namens willen verlassen wird, der wird es hundertfältig wieder bekommen und das ewige Leben besitzen.“ *) Wenn daher auch nicht Alle zur Vollkommenheit der christlichen Tugend gelangen können, so kann sich doch Jeder auf gewisse Grade derselben erschwingen. Auf meine Einwendung, daß ja nur der Glaube allein ohne die Werke selig mache, setzte mir mein unbekannter Freund durch viele Stellen der heiligen Schrift auseinander, daß es die aus dem Glauben entspringende sittliche Vervollkommnung des Christen sey, an die der Herr die Verleihung der Seligkeit knüpfe, weil „glauben“ im Sinne des Evangeliums nicht ein bloßes todtes Festhalten an der Thatsache unserer Erlösung durch Jesus Christus, sondern auch ein lebendiges Handeln im Geiste Jesu und ein fortwährendes Streben bedeute, durch Mitwirkung mit der göttlichen Gnade auch dem Willen nach Eines zu werden mit Jesus. Ich war über diese Erklärung nicht wenig erstaunt, da ich bis dahin es für eine ausgemachte Sache hielt, daß die protestantische Lehre weit vollkommener sey, als die katholische. Ich hatte von Jugend auf soviel von der „geläuterten“ und „verbesserten“ evangelischen Lehre gehört, daß ich es für ganz unnöthig fand, darüber eine Prüfung anzustellen. Auf einmal lernte ich nun die katholische Lehre von der Rechtfertigung kennen und sah ein, daß nur sie geeignet sey, veredelnd auf die Sitten einzuwirken und die Gläubigen zu erhabenen Tugenden zu entflammen, wovon mir Beispiele so ganz nahe waren. Bei meiner Anhänglichkeit an den Protestantismus war mir aber eine solche Wahrnehmung etwas Bitteres und es empörte meine ganze Natur, der katholischen

*) Matth. 19, 29.

Kirche einen Vorzug vor dem Protestantismus zuzugestehen. Da ich zufällig einmal gehört hatte, daß man auch auf protestantischer Seite Institute, wie das der Lazaristen, zu errichten beabsichtige, so bemerkte ich dieses meinem unbekannten Freunde und hoffte dadurch, die Ehre der protestantischen Lehre zu retten und der katholischen keinen Vorzug zugestehen zu dürfen. Es ist, erwiederte mir mein Begleiter, nicht so fast das Institut der Lazaristen oder barmherzigen Brüder, welches man auf protestantischen Boden zu verpflanzen bemüht ist, als vielmehr das, seiner Bestimmung nach ganz gleiche, Institut der barmherzigen Schwestern. Der Vorzug des Letzteren vor dem Ersteren beruht auf der Thatsache, daß das Frauenzimmer von Natur aus zur Wart und Pflege der Kranken weit geeigneter ist, als der Mann, dann ist es auch gewiß, daß die innigere weibliche Frömmigkeit weit mehrere Individuen aus dem zarteren Geschlechte für den Beruf einer so gänzlichen Hingebung für das Wohl des Nebenmenschen begeistert, als dieses bei dem mit mehr Egoismus handelnden männlichen Geschlechte der Fall ist. Daher ist es auch gekommen, daß dieses Institut eine wahrhaft erstaunenswerthe Ausbreitung in der ganzen katholischen Welt, ja sogar zum Theile auch in protestantischen Ländern, in ganz kurzer Zeit gefunden hat, und selbst die Gegner der katholischen Kirche können dem höchst wohlthätigen Wirken dieser Anstalten ihre Bewunderung und beifällige Anerkennung nicht versagen. Die Protestanten finden sich dadurch gewisser Maßen beschämt, daß sie auf ihrer Seite einen ähnlichen Heroismus der Tugend, und noch dazu im schwächeren Geschlechte, nicht aufzuweisen vermögen. Daraus erklärt sich ganz natürlich das Streben, auch bei ihnen solche Anstalten einzuführen und den katholischen gegenüber zu stellen. Und glauben Sie nicht, daß dieses gelingen werde? fragte ich. Nie! antwortete mir mein Freund. Wenigstens werden die protestantischen Anstalten nie die

Wirksamkeit der katholischen entfalten und daher auch nie die allgemeine Anerkennung in so hohem Grade sich erwerben, als die letzteren. Es liegt dieses in der Natur der Sache. Die katholische Jungfrau, die dem Krankendienste sich weiht, wird, nachdem sie ihre strenge Probezeit bestanden und tüchtig befunden worden, zu demselben durch die Religion eingeweiht. Durch feierliche Gelübde, die sie ablegt, verbindet sie sich vor Gott unwiderruflich und für immer zu diesem Berufe, der daher von nun an auch ihr einziges Lebensziel wird. Der freiwillig übernommene Dienst der Nächstenliebe wird dadurch für sie eine beschworne heilige Pflicht, und jede verschuldete Nachläßigkeit in ihrem Berufe ist nicht bloß ein Fehler des Dienstes, sondern auch eine Sünde gegen die aufhabende Pflicht. Die eifrige Erfüllung dieser letzteren ist der Schwester daher ein Gebot der Religion, die ihr zugleich sagt, daß das, was sie im Glauben an Jesus an den Seinigen thut, ein gutes Werk ist, und die ihren Muth und ihre Aufopferung immer auf's Neue mit der Aussicht belebt, daß Der, welcher einen Trunk Wassers, dem geringsten seiner Brüder um seinetwillen gegeben, nicht unbelohnt läßt *), auch die von ihr vollbrachten Werke der Barmherzigkeit mit dem unverwelklichen Kranze ewiger Herrlichkeit vergelten wird. Diese Ansicht der Dinge ist es, aus welcher die hohe und edle Begeisterung der katholischen Schwestern in Hingebung für ihren Beruf entspringt, wodurch sie sich die Bewunderung, man darf sagen, der Welt zugezogen haben. Wie ganz anders aber müßten sich die Verhältnisse bei protestantischen barmherzigen Schwestern gestalten! Keine derselben wird durch eine religiöse Pflicht an ihren Beruf gebunden; denn im Protestantismus kennt man keine Gelübde. Die protestantische Schwester tritt in den Dienst des Instituts, wie sie eben auch in den

---

*) Matth. 10, 42. Mark. 9, 40.

Dienst einer Familie tritt, und der einzige Unterschied, der obwaltet, möchte etwa darin bestehen, daß sie dort ausschließlich nur das Geschäft der Krankenpflege übernimmt und eine bezeichnende Kleidung erhält. Der Eintritt in ein solches Institut hindert die protestantische Schwester aber nicht, sobald Umstände ihr dieses erwünschlich machen, früher oder später auch wieder auszutreten. Gerade dieser Umstand aber muß bewirken, daß sie der übernommenen Verbindlichkeit nicht mit jener vollkommenen und ungetheilten Aufopferung sich hingibt, wie die katholische Schwester, und wie nur anderswo günstigere Verhältnisse für sie sich öffnen, wird die protestantische Schwester auch nicht säumen, das Institut zu verlassen und in jene einzutreten. Da überdieß die protestantische Lehre die guten Werke des Christen für nicht nothwendig und für überflüssig erklärt, so fällt bei den protestantischen Schwestern auch das Verdienst eines besonderen himmlischen Lohnes und damit die religiöse Begeisterung für ihren Beruf hinweg, so daß ihr Dienst zu einem ganz gewöhnlichen Krankenwärterdienst herabsinkt, wofür das Institut ihnen den Lohn gibt. Sie sehen also, mein Freund! fuhr mein Unbekannter fort, daß ein protestantisches Institut von barmherzigen Schwestern hinter der Vollkommenheit eines katholischen immer weit zurückbleiben müßte, wenn man solche Institute bei den Protestanten auch wirklich zu Stande bringen sollte. Aber selbst dieses zu bezweifeln liegen in Dem, was ich Ihnen gesagt habe, schon Gründe genug, und geschähe es dennoch, so würde ein solches protestantisches Institut sich nie über ein Menschenalter hinaus erhalten. Denn Institute dieser Art kann der Menschen Weisheit weder gründen, noch weniger aber ihre Klugheit erhalten; sondern sie sind Pflanzungen, die einzig und allein entstehen, wachsen und gedeihen auf dem Boden des — religiösen Glaubens.

Ich war ganz überrascht von Dem, was mir mein Begleiter

sagte; wußte aber durchaus nichts Gründliches entgegen zu setzen. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich eine gewisse Achtung vor dem Katholizismus empfand. Ich sprach dieses unverholen aus. Sie befinden sich demnach ganz in derselben Lage, bemerkte mein unbekannter Freund, in welcher ich mich selbst schon befunden habe. Auf meine Frage, wie er dieses meine, erfuhr ich von ihm, daß er selbst früher Protestant gewesen und erst seit etwas mehr als einem Jahre zur katholischen Kirche zurückgekehrt sey. Diese Mittheilung machte mich wahrhaft betroffen. Ich hatte es bisher für unmöglich gehalten, daß ein Protestant aus Ueberzeugung zur katholischen Kirche übertreten könne und hatte mir, wenn ich von einem solchen Falle hörte, die Möglichkeit desselben immer nur durch die Annahme von zeitlichen Rücksichten erklärt, welche den Convertirenden verleitet haben möchten. Nun aber stand ein Mann vor mir, der mir so viele und große Beweise der edelsten Uneigennützigkeit gegeben hatte, daß es unmöglich schien, seinem Uebertritte ähnliche Motive unterzustellen. Mit teutscher Offenheit sprach ich daher auch meine deßfallsigen Ansichten und Bedenken gegen ihn aus. Er nahm dieses gut auf und erklärte mir: Ich bin, wie Sie vielleicht schon aus der Art, wie ich das Französische spreche, entnommen haben werden, Engländer. Ob man in meinem Vaterlande durch den Uebertritt zum Katholizismus sich zeitliche Vortheile verschaffen könne, kann ich ruhig Ihrer eigenen Beurtheilung überlassen. Glücklicher Weise sind meine äußeren Umstände auch von der Art, daß ich solche Vortheile zu suchen nicht nöthig habe. Ich bin vollkommen unabhängig und von meinen Aeltern ist ein Erbe auf mich übergegangen, das mir nicht nur diese Unabhängigkeit sichert, sondern mich auch zum Gegenstande des Neides für Viele machen mag, denen irdischer Reichthum etwas mehr ist, als das Vermögen, zum Glücke seiner Mitmenschen beizutragen. Ich bin streng in den Grundsätzen des anglikanischen

Protestantismus erzogen worden, und hoffte darin zu leben und zu sterben. Auf dem Continente lernte ich die katholische Lehre kennen, wurde von ihrer Wahrheit überzeugt und wurde Katholik. Mein Entschluß kostete mich große und schwere Opfer. Ich muß nicht nur auf eine ehrenvolle politische Laufbahn in meinem Vaterlande, wozu Geburt und Erziehung mich berechtigen, verzichten, weil die Katholiken noch immer von den höheren Staatsämtern dort ausgeschlossen sind, sondern ich mußte auch, was mir weit schmerzlicher fiel, der schon festgesetzten Verbindung mit einem geistig und körperlich ausgezeichneten Frauenzimmer aus einer der angesehensten englischen Familien entsagen, indem die Hand der Lady mir wegen meines Religionswechsels verweigert wurde."

Viktorine stieß jetzt einen lauten Schrei aus. Es ist der Marquis St**, rief sie, von dem Sie reden. Der Baron betrachtete sie staunend. Viktorine bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, erhob sich dann rasch und entfernte sich in ein Nebenzimmer, wohin ihr Friederike eilig nachfolgte. Auch der Baron und Frau von Steinheim, voll Besorgniß, es möchte der Lady ein Unfall zugestoßen seyn, wollten folgen; die Gouvernante beruhigte sie aber und versprach, den Vorfall aufklären zu wollen. Man nahm wieder seine Plätze ein und die Gouvernante erzählte, daß die Braut, deren Hand dem Marquis St** wegen seines Confessionswechsels verweigert worden, keine andere sey, als — Viktorine. Der Marquis, sagte sie, ein Mann von ausgezeichneten Eigenschaften, war der Lady nicht ganz gleichgiltig und obschon gewohnt, in Allem nur den Willen ihres Vaters sich zur Richtschnur ihres Handelns und sogar ihrer Wünsche zu nehmen, habe diese plötzliche und unerwartete Veränderung, die in ihrem Verhältnisse zu dem Marquis eingetreten sey, eine schmerzliche Einwirkung auf sie hervorgebracht, die durch den, leider! kurz darauf erfolgten Tod ihrer Mutter noch um Vieles gesteigert wurde. Die

Folge davon dürfte die Krankheit gewesen seyn, von welcher die Lady vorhin selbst gesprochen und nach deren glücklichen Ueberstehung sie, auf den Rath der Aerzte, die Reise auf das Festland unternommen habe. Ich kenne die Lady genau, setzte die Gouvernante hinzu, und bin überzeugt, daß sie längst Herrin über ihre Neigung zu dem Marquis geworden ist; der Eindruck, den die Erzählung des Freiherrn auf sie gemacht hat, wird daher schnell vorübergehend seyn. Die Gouvernante hatte richtig geurtheilt; denn kaum hatte sie ausgesprochen, als Viktorine am Arme Friederikens wieder zurückkam und die Gesellschaft wegen der verursachten Störung um Verzeihung bat. Der Baron drückte sein Bedauern aus, wenn er so unglücklich gewesen seyn sollte, in seiner Cousine eine schmerzliche Erinnerung hervorzurufen. Viktorine erklärte hierauf mit einer würdevollen Offenheit, daß sie allerdings einmal Ursache gehabt habe, an dem Marquis St** ein Interesse zu nehmen, und daß die ganz unerwartete Art, wie derselbe in die Geschichte des Barons verflochten sey, sie überrascht und ergriffen habe; es sey dieses aber vorüber und sie bitte ihren Cousin um die Gefälligkeit, in der unterbrochenen Erzählung fortzufahren. Da der Baron Bedenken zu tragen schien, dieses zu thun, drang sie so sehr in ihn und wurde von den übrigen Anwesenden so lebhaft unterstützt, daß der Baron die Besorgnisse wegen eines weiteren unangenehmen Eindrucks, den seine Erzählung auf Viktorine etwa machen könnte, bei Seite setzen zu müssen glaubte und die Mittheilung über den weiteren Verlauf seiner Geschichte fortsetzte.

„Der unbekannte Freund, von dem ich gesprochen habe, ist wirklich der Marquis St**. Ich erfuhr indeß seinen Namen erst einige Tage später von ihm selbst. Das, was er mir gesagt hatte, beschäftigte alle meine Gedanken und erlaubte mir selbst während der darauf folgenden Nacht nicht, mich einem ruhigen Schlafe hinzugeben. Am Morgen des

nächsten Tages wohnte ich zum ersten Male dem katholischen Gottesdienste in der Kapelle des Hauses bei. Mehrere der Genesenen hatten gebeichtet und gingen zum Abendmahle. Ich wurde von der Andacht, welche die meisten von ihnen zeigten, sehr gerührt. Nach meiner Rückkehr auf mein Zimmer fragte mich ein Bruder, ob ich vielleicht auch geneigt sey, nachdem ich durch die Güte Gottes meine Gesundheit wieder erhalten habe, meine Andacht zu verrichten und mich mit Gott durch den Empfang der Sakramente auszusöhnen. Es schwebte mir bei dieser Frage ganz das Wohlthätige der Anstalt vor, in der ich mich befand, die so zweckmäßig mit der Pflege des Leibes auch die Sorge für die Seele verbindet. Mit einiger Beklommenheit antwortete ich: Ich bin Protestant, mein Bruder! So werden Sie, erwiederte er mir hierauf ganz ruhig, die Pflicht Ihres Dankes gegen Gott erfüllen, wenn Sie unser Haus verlassen haben. Ich hoffe es dann allerdings zu thun, sprach ich, worauf mich der Bruder wieder verließ, ohne daß weder in seinem, noch in dem Betragen anderer Brüder gegen mich die geringste Veränderung eingetreten wäre. Ich wurde dadurch um so mehr in Verwunderung gesetzt, als eine solche Uebung der Liebe auch gegen Andersdenkende ganz dem ächten Geiste des Christenthums entsprechend und die wahre praktische Toleranz ist, die den gehässigen Vorwurf der Intoleranz, der von den Protestanten den Katholiken so gerne und ohne allen Grund gemacht wird, in seinem wahren Lichte erscheinen läßt. Wie richtig fand ich da den Ausspruch: Die Protestanten rühmen sich der Toleranz, die Katholiken üben sie! —

Nachmittags, als mein Freund kam, um mich zu besuchen, war es sogleich mein Bestreben, unsere Unterhaltung wieder auf die Religion zu lenken. Ich mußte aber bald bemerken, daß er einer solchen Besprechung auszuweichen und ein Gespräch über andere Gegenstände einzuleiten suchte. Ich

äußerte mein Befremden darüber und der Engländer, von dem Sie nun schon wissen, daß es der Marquis St** war, erklärte mir: Sie irren sich nicht, wenn Sie glauben, daß ich einer Unterhaltung über die Religion ausweiche. Es geschieht dieses aber von mir deßwegen, weil Niemand mehr aufgelegt ist, Proselyten zu machen, als ein Convertit. Der Gegensatz der Confessionen steht in lebendigerer Anschauung vor ihm, und da er die Mühe kennt, die es kostet, über Vorurtheile und irrige Begriffe, die von den Tagen der Kindheit an eingeprägt worden und in Fleisch und Blut übergegangen sind, bis zur Wahrheit durchzudringen, so weiß er die Erkenntniß derselben auch höher zu schätzen, als diejenigen, welche von Jugend auf im Besitze derselben sind. Sein Eifer für die Sache der Wahrheit ist daher auch ein viel lebendigerer und von demselben angetrieben möchte er Anderen jene Mühe und den Kampf erleichtern, die er selbst erfahren und durchgekämpft hat, möchte sie des Glückes theilhaftig machen, das ihm selbst die gefundene Wahrheit gewährt. Wenn nun allerdings kein Zweifel seyn kann, daß es Pflicht eines jeden Menschen ist, seinem Nebenmenschen durch offene und freie Belehrung den Weg zur Wahrheit zu zeigen: so hat man bei Erfüllung dieser Pflicht gleichwohl sich zu hüten und ein Convertit sich doppelt zu mäßigen, damit man nicht ein unberufener und lästiger Aufdringling werde, der, anstatt den irrenden Bruder von der Wahrheit zu überzeugen, nur den Zunder des Zweifels in seine Brust senkt, dessen Gefolge Kampf und Unruhe, und dessen Resultat nicht selten gänzlicher Unglaube ist. Dieses sind die Gründe, mein Herr! die mich bestimmen, ohne besondere Veranlassung eine Unterhaltung über konfessionelle Verhältnisse mit solchen Personen, die nicht meines Glaubens sind, zu vermeiden, da überdieß der Beruf, den ich in diesem Hause freiwillig mir aufgelegt habe, nur darin besteht, den körperlich Leidenden, so viel es in meiner Macht ist, ein Helfer und Tröster zu seyn.

Ich ließ mich aber dadurch nicht abschrecken, in den Marquis zu dringen, unsere Unterhaltung von gestern wieder anzuknüpfen, da er ja nach meiner Geburt und Bildung einen Mann in mir voraussetzen könne, der wohl im Stande sey, seine Gründe zu würdigen, und zwischen den Grundsätzen, die er aufstellen werde, und denjenigen, die mir in der Jugend von meinen Lehrern eingeprägt worden seyen, zu entscheiden. Auf diese Erklärung hin hielt es der Marquis für seine Pflicht, mir die Weise zu beschreiben, auf welche er zur Erkenntniß gekommen sey, daß die katholische Kirche nur allein die wahre von Christus eingesetzte und apostolische Kirche sey, und daß nur in ihr allein die vollständige christliche Wahrheit gefunden werden könne. Ich mußte den Scharfsinn und die außerordentlichen Kenntnisse bewundern, die der Marquis bei seiner Darstellung kund gab. Ich ließ mich von seiner Beredsamkeit nicht hinreißen; ich folgte seinen Argumenten aufmerksam, aber ich unterwarf auch Alles einer sorgfältigen Prüfung, eröffnete meine Zweifel und machte meine Einwendungen. Besondern Eindruck machte es auf mich, als mir der Marquis zeigte, wie der Protestantismus außer allem Zusammenhange mit der apostolischen Kirche stehe. Denn, sagte er, es ermangelt derselbe des apostolischen Lehramtes und der Schlüsselgewalt. Christus, der Herr, hat nämlich zur Verkündung seiner Lehre und zur Ausspendung der göttlichen Geheimnisse nur seine Apostel autorisirt und nur ihnen die Binde- und Lösegewalt verliehen.*) Diese von ihrem göttlichen Meister empfangene Autorisation und Gewalt haben die Apostel nicht auf alle Gläubigen, die sich zum Christenthume bekehrten, sondern nur auf einzelne ausgesuchte und tüchtige**) Männer übertragen. Diese Uebertragung geschah durch einen

*) Matth. 18, 18.

**) 2 Timoth. 2, 2.

besondern Weiheakt, nämlich durch Gebet und Handauflegung, wodurch die Geweiheten einer besonderen Gnadengabe theilhaftig *) und von den Aposteln ebenso gesendet wurden, Verkünder des Evangeliums und Ausspender der Geheimnisse Gottes **) zu seyn, gleichwie sie selbst von Christus unmittelbar gesendet worden waren. ***) Diejenigen, welche auf diese Weise Weihe und Sendung zum Apostelamte erhalten hatten, wurden zum Unterschiede von den Aposteln selbst Bischöfe, und deren Gehilfen wurden Priester genannt. Später, als die Christen sich immer weiter ausbreiteten und als auch die Apostel nicht mehr lebten, mußten die Bischöfe die Autorisation, die sie von den Aposteln erhalten hatten, gleichfalls wieder auf Andere übertragen, und diese Uebertragung mußte fortwähren von einer Zeit auf die andere und muß auch jetzt noch fortwähren, und anders, als durch diese Uebertragung kann Keiner die apostolische Lehr- und Schlüsselgewalt erhalten, weil ein Dritter, der sie selbst nicht hat, sie auch nicht geben kann. Es ist daher sonnenklar, daß nur diejenigen rechtmäßige Hirten seyn und die apostolische Gewalt besitzen können, auf welche diese von den Aposteln herab in ununterbrochener Folge immer durch Einen auf den Andern mittelst Weihe und Sendung übertragen worden ist. Nun kann zwar ein Bischof der katholischen Kirche seine Mission ununterbrochen bis auf die Apostel hinaufleiten und dadurch als rechtmäßigen Nachfolger der Apostel und Erben apostolischer Lehr-, Binde- und Lösegewalt sich ausweisen: woher haben aber die protestantischen Geistlichen ihre Weihe und Sendung erhalten? wer hat ihnen das apostolische Lehramt und die apostolische Schlüsselgewalt übertragen? Einige sagen: Die Landesfürsten. Christus,

*) Apostelg. 6, 5—6. 1 Tim. 4, 14. 5, 22. 2 Tim. 1, 6.

**) 1 Kor. 4, 1.

***) Joh. 20, 21. 2 Kor. 5, 20.

der Herr, hat aber die geistliche Binde- und Lösegewalt nicht den Länderfürsten, sondern den Aposteln verliehen; was die Fürsten nicht erhalten haben, können sie auch nicht geben. Andere sagen: Die Gemeinden. Allein weder Christus noch die Apostel haben den Gemeinden das Apostelamt anheimgegeben. Die Gemeinden hatten zwar vielfach das Recht, sich selbst einen Bischof zu wählen; aber Weihe und Sendung zu seinem Amte konnten sie ihm nicht geben, diese mußte ihm, wenn er noch ein Laie war, erst von einem andern Bischofe ertheilt werden. Sie sehen also, fuhr der Marquis fort, die apostolische Kette im Protestantismus abgerissen und in der englischen Hochkirche mindestens sehr zweifelhaft. Außer diesem Zusammenhange aber mit der apostolischen Kirche existirt auch kein Apostelamt und keine Gewalt der Apostel. In der Hand protestantischer Prediger bleibt daher das Brod im Abendmahle ewig Brod und der Wein bleibt ewig Wein, weil der Auftrag, es zu segnen, nicht an sie ergangen, noch viel weniger aber die Macht, es zu verwandeln, ihnen gegeben worden ist. Das bedeutsame Wort des Herrn: „Nehmet hin den heiligen Geist; Denen ihr die Sünden nachlasset, denen werden sie nachgelassen, Denen ihr sie behaltet, denen sind sie vorbehalten" *) — war wohl wirksam in dem Munde der Apostel und ist es in dem ihrer rechtmäßigen Nachfolger; in dem Munde protestantischer Prediger aber ist es ein Schall ohne alle Wirksamkeit. Sie können eine Gewalt, die sie nicht erhalten haben, auch nicht ausüben. — Diese Darstellung des Marquis forderte mich zum ernstesten Nachdenken auf, und nachdem er mir in unsern nachfolgenden Gesprächen noch gezeigt hatte, daß die Protestanten in ihrer Lehre weder mit dem Evangelium, noch mit den Vätern übereinstimmen, indem sie z. B. das Fasten nicht beobachten, das doch Jesus selbst geübt, den Vorzug des

---

*) Joh. 20, 22—23.

jungfräulichen Lebens vor dem ehelichen in Abrede stellen, obschon das Erstere von dem Herrn, den Aposteln und den Vätern überall empfohlen ist, viele Lehren, welche doch schon die Väter der ersten Jahrhunderte bestimmt und ausdrücklich erwähnen, ganz verwerfen, andere aber ganz anders verstehen, als die alte Kirche sie verstanden hat, ging eine große Umwandlung in mir vor. Ich sah ein, daß die apostolische Lehre etwas Gegebenes sey, das nicht dem Wechsel der Zeiten und den Ansichten der Menschen unterworfen werden könne, sondern, wie sie, jene Lehre, Wahrheit in ihrem Ursprunge war, als solche auch unverändert durch alle Zeiten fest stehen müsse. Ich erkannte zugleich, daß nicht nur die Reformatoren ihre Lehre schon gleich im Anfange vielfach abgeändert, sondern daß im Laufe der Zeit von ihren Anhängern ebenfalls noch viele solche Abänderungen stattgefunden haben. Dagegen war mir klar geworden, daß in der katholischen Kirche die alte apostolische Lehre durch alle Jahrhunderte hinauf immer sich gleich geblieben sey und stets als dieselbe befunden werde. Dieser Umwandlung in meiner Erkenntniß folgte eine merkwürdige Veränderung meiner Gesinnung. Viele Vorfälle aus meinem früheren Leben standen nun als eine ungeheure Schuld vor mir, die mich mit Angst und Unruhe erfüllte. Ich erkannte, daß ich einer Versöhnung mit Gott bedürftig sey, wußte, wie ich sie erlangen könnte und war auch bereit, die Bedingnisse zu erfüllen, die zu ihrer Erlangung erforderlich waren: nur Eines war es noch, wovor ich zurückbebte, Eines, was meine Zunge wie gefesselt hielt, daß sie nicht aussprach: Ich will meiner gewonnenen Ueberzeugung folgen und Katholik seyn — Eines, und das war — die Beicht. Es schien mir etwas Unmögliches, vor einem Menschen das Bekenntniß meiner Sünden abzulegen. Meinem Freunde entging meine Unruhe nicht und er wurde dadurch sehr betrübt; denn er hielt dafür, daß es Zweifel seyen, die durch ihn in mir

angeregt worden seyen und die mich zwischen Katholizismus und Protestantismus hin und her schwanken ließen. Um ihn zu beruhigen, entdeckte ich ihm meine Bedenken über die katholische Beicht. Ich erwartete, daß er über meine Entdeckung sehr ernst werden würde. Es war aber nicht so; sein Angesicht strahlte vielmehr vor Freude. Ich begrüße Ihre Mittheilung als ein sicheres Zeichen, sprach er, daß die Wahrheit über Sie gesiegt und die göttliche Gnade ihre erste Wirkung in Ihnen kund gegeben hat. Der erste Schritt zur Buße ist geschehen, wenn der Mensch zur Erkenntniß seiner Sünden gelangt und die Nothwendigkeit einer Wiederversöhnung mit Gott einsieht. So lange der Mensch aber das Bewußtseyn seiner Schuld noch in sich verschließt, wird er nicht nur von Unruhe gequält, sondern sein Verlangen nach gründlicher Lebensbesserung ist auch noch nicht vollkommen. Steigert sich dieses Verlangen, will der Mensch durchaus zurück zu Gott, so wird es ein Bedürfniß für ihn, das im menschlichen Wesen tief begründet ist, seine Schuld offen auszusprechen, und mit diesem offenen Bekenntnisse wälzt er die drückende Last von sich, die ihn beunruhigte, und erst jetzt kehrt wahre Ruhe in sein Inneres zurück. Gleichwie den Menschen im Schmerze die Mittheilung tröstet und ohne sie die Freude, die er empfindet, nur eine halbe ist, so können wir auch nur durch das Bekenntniß unserer Schuld den Frieden der Seele wieder erlangen. Es ist dieses Bekenntniß schwer wegen der Eitelkeit unseres Herzens; aber gerade in der Ueberwindung derselben liegt die Bürgschaft einer aufrichtigen Buße. Darum ist es auch von dem Herzenskundigen — unserm göttlichen Heilande — angeordnet worden; denn wenn er seine Apostel zu Richtern über die Sünden der Menschen bestellt und ihrem Urtheile anheimgibt, ob sie Sünden nachlassen oder vorbehalten wollen, so ist doch offenbar, daß ihnen, den Aposteln, die Sünden bekannt werden müssen, weil sie ihr Urtheil ja nur

auf ein offenes Bekenntniß gründen können. Die Gläubigen haben auch wirklich ihre Sünden bekannt, wie wir in der heiligen Schrift selbst finden *), und die Väter sprechen auch überall von der Nothwendigkeit dieses Bekenntnisses. **) Der Reformator Luther selbst, der sich so viele Widersprüche in seinen Reden und Handlungen zu Schulden kommen läßt, sagt in seinem Sermon von der Beicht: „Um die Schätze der ganzen Welt gäbe ich die Beicht nicht hin, denn ich weiß, was ich ihr für Stärke und Trost zu verdanken habe. Lieber wollte ich die Tyrannei des Papstes wieder leiden, als in die Abschaffung der Beicht willigen. Auch soll man die Leute vor allen Dingen wohl lehren, daß man nicht einem Menschen, sondern Gott und dem Herrn Christo beichte, item daß nicht ein Mensch, sondern Christus absolvire durch den Mund des Dieners; denn Christus sagt, wer euch hört, hört mich, und wer mich hört, hört den Vater." Noch in seinem letzten Lebensjahre erklärte er sich über die Beicht so: „Vor Gott soll man sich aller Sünden schuldig geben, auch die wir nicht erkennen, wie wir im Vater unser thun; aber vor dem Beichtvater sollen wir allein die Sünden **bekennen**, die wir wissen und fühlen im Herzen." Wirklich haben die Protestanten auch an vielen Orten die sogenannte Ohrenbeicht beibehalten, wo sie erst in neuerer Zeit abgeschafft worden ist. ***) Ist es sonst kein Zweifel mehr, der Sie zurückhält, sprach mein Freund weiter, dann darf ich Ihnen freudig zurufen: Kommen Sie

---

*) Apostelg. 19, 18.

) **Tertullian von der Buße, Kap. 10. **Origenes** in der 2ten Homilie über das Buch Levit. **Basilius** — in den kürzeren Regeln, Reg. 228. **Augustinus** — vom Krankenbesuche, Kap. 4. u. vv. Aa.

***) So wurde sie, um nur Ein Beispiel anzuführen, in der Stadt Nürnberg erst in den Siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts abgeschafft.

frohen Muthes herüber über den Rubikon, der Sie von dem Boden der Kirche trennt, und gehen Sie durch aufrichtige Buße ein in das Heiligthum ihres Tempels: Sie werden finden, daß dort der Friede wohnt! — Wie wahr hat er gesprochen! Ich widerstand nicht länger der mir gewordenen Ueberzeugung von der Wahrheit und wurde — Katholik. Als ich knieend vor dem Priester in der Beicht mein Inneres ihm erschloß: wie wunderbar ward ich erleichtert! Wie ein Eisgebirge stand meine Schuld vor mir, das plötzlich zerfloß, als die Sonne der Barmherzigkeit meines Erlösers über mir aufging und der Priester die Lossprechung ertheilte mit apostolischer Autorität. Eine Himmelsseligkeit, wie ich sie in meinem Leben noch nie empfunden, durchströmte mein Inneres bei dem Gedanken: Du bist nun ausgesöhnt mit Gott, du bist aufgenommen in die Arme des barmherzigsten und liebevollsten Vaters! — Als mir dieses Glück zu Theil wurde, waren bereits drei Wochen seit meinem Austritte aus dem Hospital der Lazaristen verflossen. Mein eifrigstes Verlangen war nun darnach gerichtet, zu den Meinigen zurückzukehren, und dort wieder gut zu machen, was noch gut gemacht werden könnte. Da ich zu der beabsichtigten Reise eines Urlaubs bedurfte, so kam in einer Unterredung mit meinem Freunde, dem Marquis, die Stellung zur Sprache, die ich fernerhin einnehmen würde. Wir sahen ein, daß ich ohne die größte Gefahr für meine Gesundheit nach Algier nicht wieder würde zurückkehren können; wir konnten uns aber auch nicht verhehlen, daß eine Versetzung zu einem in Frankreich garnisonirenden Regimente schwer zu erwirken seyn dürfte. Auch hier fand mein Freund, dem ich schon so Vieles verdankte, einen Ausweg. Er hatte die Fertigkeit wahrgenommen, mit welcher ich die neueren Sprachen rede und schreibe, und erwirkte mir eine ehrenvolle Anstellung bei der englischen Gesandtschaft in Paris, durch die meine Existenz für alle Zukunft gesichert ist. Ich gab sofort

meine Entlassung aus den französischen Militärdiensten ein, erbat mir von der Gesandtschaft kurzen Urlaub und eilte nach Teutschland. Nur einen Tag hielt ich mich in Wiesbaden auf. Ich besuchte das Roulette, um mich selbst zu prüfen, wie weit ich Herr einer früheren Leidenschaft geworden sey; aber nicht entfernt wandelte mich mehr eine Lust zu spielen an. Bei meinem Heraustreten aus dem Kursaale machte ich zuerst flüchtig die Bekanntschaft des Herrn Canonikus. Am nächsten Tage reisete ich zu meinen Verwandten ab, um über das Befinden und den Aufenthalt der Meinigen sichere Nachricht einzuziehen. Als ich erfahren hatte, daß meine Frau in Frankfurt lebe, begab ich mich nach Wiesbaden zurück und war eben mit Plänen beschäftigt, auf welche Weise ich mich Der, welcher ich ein so schweres Schicksal bereitet hatte, nähern wollte, als ich wieder mit dem lieben Canonikus zusammentraf, dessen sich Gott als eines Werkzeuges bediente, uns sämmtlich wieder glücklich zu vereinigen.

Eine Pause allgemeiner Rührung trat ein. Frau von Steinheim unterbrach das Schweigen zuerst, indem sie erklärte, daß sie der katholischen Kirche auch nach ihrem Austritte immer noch in ihrem Herzen mit vollkommener Ueberzeugung zugethan gewesen sey. Wenn sie aber ihren längst gefaßten Entschluß, derselben sich auch äußerlich wieder anzuschließen, bisher unausgeführt gelassen und von einer Zeit auf die andere hinausgeschoben habe, so sey die Ursache davon gewesen, daß ihr der geschehene Abfall stets als ein so schweres Vergehen vorgeschwebt, daß sie wahre Furcht gefühlt habe, den von ihr gethanen Schritt nur auszusprechen. Jetzt aber wolle und dürfe sie nicht länger zögern, und da die Vorsehung den Canonikus einmal bestimmt habe, der Vermittler eines nicht mehr erwarteten, so glücklichen Wendepunkts in ihren Lebensschicksalen für sie zu seyn, so wage sie auch in Beziehung auf ihre Wiederaufnahme in die Kirche

noch seine Vermittlung in Anspruch zu nehmen, damit sie durch dieselbe die verlorne Ruhe wiederfinde und ihre Freude vollkommen werde. Der Canonikus ertheilte recht gerne seine Zusage und traf noch an demselben Tage die Einleitungen, die in diesem Falle nöthig waren.

Die Familie Steinheim und ihre Gäste hielten sich noch einige Zeit in Frankfurt und dann in Wiesbaden auf. Der Baron hatte nicht gesäumt, seinen Freund, den Marquis, von seiner glücklichen Vereinigung mit seiner Gemahlin und dem ganz unverhofften Wiederfinden seiner Tochter Nachricht zu geben. Auch hatte er nicht unterlassen, Meldung zu thun von der Bekanntschaft, die er mit Viktorine, die seine Anverwandte sey, gemacht habe. Nach wenigen Tagen schon erhielt er ein Antwortschreiben, in welchem der Marquis seine freudige Theilnahme an dem Glücke der Wiedervereinigung des Barons mit seiner Familie und seine besten Wünsche für deren ferneres Wohlergehen ausdrückte, Viktorinens mit größter Hochachtung gedachte, zugleich aber auch meldete, daß er schon am folgenden Tage von Paris abreisen und wohl nie mehr dahin zurückkehren werde. Er schloß seinen Brief mit den Worten: „Da wir uns in dieser Welt wohl schwerlich wiedersehen werden, so lassen Sie uns eifrig für einander beten, daß die Gnade, durch welche wir zur Erkenntniß der vollkommenen christlichen Wahrheit gelangt und Mitglieder seiner heiligen Kirche hienieden geworden sind, uns auch stärke in jenem Kampfe, zu welchem der Apostel uns auffordert, und wir geziert mit der unvergänglichen Krone der Herrlichkeit uns einst vor Gottes Throne wieder finden!"

Siebentes Kapitel.

Die Kraft des Glaubens.

Nahe an sechs Wochen waren verflossen seit der glücklichen Wiedervereinigung des Barons Steinheim mit seiner Familie; der Canonikus war längere Zeit schon wieder in sein Vaterland und in seinen Wirkungskreis zurückgekehrt, und der Baron arbeitete bereits in den Bureaux des englischen Gesandten zu Paris, wohin er mit seiner Gemahlin abgereiset war und kurz darauf Viktorine mit Friederike und der Gouvernante ihm nachfolgten. Da erhielt Lord L***, Viktorinens Vater, einen Brief. Er war in Paris aufgegeben und der Lord erkannte in der Aufschrift sogleich die Hand seiner Tochter. Er öffnete freudig. Der Inhalt war folgender:

„Ein freudiges Beben war es jedesmal, das mich durchdrang, so oft ich die Feder ergriff, um einen Brief an meinen lieben Vater zu schreiben, und die süßesten Augenblicke waren mir, seit ich auf dem Continente mich befinde, immer diejenigen, in denen es mir gegönnt war, mich, wenn auch nur schriftlich und in der Ferne, mit Dir, meinem so gütigen und geliebten Vater, zu unterhalten, dessen Liebe mein höchstes Glück, dessen Wohlseyn der Gegenstand meines heißesten Gebetes ist. Zum ersten Male heute mischt sich in jenes Gefühl Schmerz und Wehmuth; nicht als ob ich mir irgend etwas vorzuwerfen hätte, wodurch Deine Tochter Deiner Liebe unwürdig erschiene;

denn wie könnte ich das Andenken meiner seligen Mutter entehren? nicht als ob mir etwas fehlte; sey beruhigt darüber, ich bin vollkommen wohl und gesünder, als jemals. Mein Schmerz kann nur Eine Ursache haben — die, Dich betrüben zu müssen. Und ich kann doch nicht anders! Eine Stimme ist noch, die mir auch über die Stimme des besten, des geliebtesten Vaters gehen muß, und das ist die Stimme — meines Heilandes, der mir zuruft: „Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht werth." *) Damit Du, guter Vater! mich verstehest, muß ich Dir bekennen, daß seit der Zeit meines Aufenthaltes auf dem Festlande eine große Veränderung in meiner religiösen Ueberzeugung vorgegangen ist. Es kam, ohne daß ich es suchte, so daß ich es lediglich als eine Gnade betrachten muß, deren der Himmel mich würdigte. Ich will Dir angeben, wie das zugegangen ist.

Der Eifer, den ich immer für Religion und religiöse Gegenstände hatte, ist Dir nicht unbekannt. Mein guter Lehrer Burne, dieser strenge Anhänger der anglikanischen Hochkirche, hat mir jenen Eifer frühzeitig eingeflößt, und meine fromme Mutter wußte ihn ebenso sorgfältig zu unterhalten, als sie es verstand, ihm eine weise Richtung zu geben. Während meiner Reisen auf dem Festlande kam ich bisweilen in katholische Kirchen und lernte den katholischen Gottesdienst kennen. Es schien mir, als ob die englische Hochkirche wohl in einiger Beziehung die äußere Form, die Schale, nicht aber auch den innern Kern mit demselben theilte. Doch verstand ich von der Sache immer noch zu wenig, als daß ich mich jetzt schon in eine nähere Untersuchung darüber hätte einlassen wollen. Erst einige Zeit darauf traf ich auf meiner Reise mit einer Gesellschaft zusammen, in welcher sich auch ein katholischer

---

*) Matth. 10, 37.

Priester befand. Ein Zufall führte zwischen ihm und zwei Protestanten eine religiöse Controverse herbei, die meine Aufmerksamkeit erregte. Während meines Aufenthaltes in Wiesbaden ergab sich Gelegenheit, die konfessionelle Streitsache nochmal aufzunehmen, und ich fand mich dadurch zum ernstesten Nachdenken über die Differenzpunkte aufgefordert, die zwischen den Lehren des Protestantismus und jenen der katholischen Kirche obwalten. Die für die letzteren vorgebrachten Gründe erschienen mir von der Art, daß es unmöglich gewesen wäre, ihnen nicht beizupflichten. Durch die Erfahrungen, die Cousin Steinheim gemacht und uns mitgetheilt hat, wie ich Dir schon geschrieben habe, sah ich mich noch mehr aufgefordert, mein Nachdenken fortzusetzen, und ich kam zu der Ueberzeugung:

1. Christus hat nicht Geschriebenes als einzige und ausschließliche Erkenntnißquelle seiner Lehre bestimmt, noch, der Natur der Sache nach, bestimmen können.

2. In dem Apostelamte hat er eine Anstalt zur mündlichen Verkündung seiner Lehre und zur Vermittlung seiner Gnadenspendung eingesetzt, und dieser Anstalt seinen alltäglichen Beistand, sowie den Beistand des heiligen Geistes für immer verheißen.

3. Die Apostel haben diese von dem Heilande ihnen verliehene Autorität ausgeübt und von den Gläubigen wurde sie anerkannt.

4. Die Apostel übertrugen diese Autorität auf andere auserwählte Männer durch feierliche Weihe und Sendung. Diese, die Nachfolger der Apostel, übten dieselbe Autorität aus, wie die Apostel, und sie wurde ebenso, wie die der Apostel, von den Gläubigen anerkannt.

5. Zur Erhaltung der Einheit hat der Herr Einem der Apostel, dem heiligen Petrus, besondere Prärogativen verliehen und ihn als Haupt der Apostel und damit als sichtbares Oberhaupt der Kirche, mit besonderer Schlüsselgewalt eingesetzt.

6. Wie die von Jesus den Aposteln übertragene Gewalt im Allgemeinen auf ihre Nachfolger übergegangen ist, so gehen auch die dem Petrus verliehenen besonderen Prärogativen auf desselben rechtmäßige Nachfolger über.

7. Mit dem jedesmaligen rechtmäßigen Nachfolger des heiligen Petrus müssen, als mit dem Mittelpunkte der Einheit, die Nachfolger der übrigen Apostel, d. i. die Bischöfe, vereint seyn. Bischöfe, die in keiner Gemeinschaft mit ihm sind, sind von dem Leibe der Kirche Jesu getrennt.

8. Die heilige Schrift ist die Richtschnur, von welcher die Nachfolger der Apostel bei und in Verkündung des göttlichen Wortes geleitet werden. Vermöge der den Aposteln und ihren Nachfolgern übertragenen Autorität, dann des besonderen göttlichen Beistandes wird der Inhalt der heiligen Schrift bestimmt und erklärt von den mit dem Oberhaupte vereinigten Bischöfen. Die Erklärung gründet sich auf die Lehren, welche und wie sie zu allen Zeiten und an allen Orten von der gesammten katholischen Kirche angenommen und geglaubt worden sind.

9. Daß die heilige Schrift glaubwürdig und ihr Inhalt göttlicher Eingebung sey, beruht mit Sicherheit nur allein auf dem Ausspruche der apostolischen Autorität — d. i. der Gesammtheit der

Nachfolger der Apostel, welche (Gesammtheit) auch genannt wird: die lehrende Kirche.

10. Durch ihre Trennung von der Kirche haben die Protestanten keine zuverläßigen Beweise für die Glaubwürdigkeit der Bibel, noch weniger für die göttliche Eingebung ihres Inhaltes.

11. Es ist eine verkehrte Ordnung, die christliche Wahrheit aus der heiligen Schrift erst herausfinden zu wollen; da die christliche Wahrheit älter ist, als die Schrift, so muß die Kenntniß der ersteren zum richtigen Verständniß der letzteren vorausgesetzt werden.

12. Die Aneignung der Macht, die Bibel nach ihrer eigenen Ansicht und anders, als die lehrende Kirche, zu erklären, war von Seite der sogenannten Reformatoren ein Widerspruch gegen die von Jesus in seiner Kirche eingesetzte apostolische Autorität, daher eine Auflehnung gegen göttliche Ordnung.

13. Das Recht, welches die Reformatoren in Anspruch nahmen, die Bibel nach eigener Einsicht zu erklären, muß, wenn es ihnen zugestanden wird, auch jedem Andern zugestanden werden: dadurch wird dem Irrthume Thür und Thor geöffnet, und unausbleibliche Folge davon sind Sekten und Spaltungen.

14. Durch die eigenmächtige Auslegung der Bibel erscheinen ihre Aussprüche vielfach nicht mehr als gegebene christliche Wahrheiten, sondern vielmehr als menschliche Meinungen.

15. Die Reformatoren haben vielfältig ihre eigenen, also menschliche, Meinungen in die heilige Schrift hineingelegt; daher die Widersprüche unter

ihren Anhängern, die doch Alle das von ihnen Geglaubte in der Bibel finden wollen.

16. Die protestantische Lehre von der Zuläßigkeit der Ehescheidung, auch vom Bande, von der Nutzlosigkeit des Fastens, von dem Vorzuge des ehelichen Lebens vor dem jungfräulichen, widerspricht der Lehre des Evangeliums.

17. Die protestantische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein ist eine unsinnige, der heiligen Schrift widersprechende Lehre. Sie ist gegen die Heiligkeit Gottes und entwürdigt den Menschen, weil sie seinen freien Willen aufhebt und die Tugend zur gleichgiltigen Sache macht.

18. In der katholischen Kirche allein ist eine nicht einseitige, sondern die vollkommene Auffassung des Evangeliums, indem sie lehrt, daß nicht der Glaube allein selig mache, sondern der Glaube, der fruchtbar ist durch die Liebe.

19. Der Christ kann auch nur in der katholischen Kirche allein der (sakramentalischen) Gnaden theilhaftig werden, die er zur Vergebung seiner Sünden und zur Uebung vollkommener Liebe nöthig hat, weil sie nur allein rechtmäßige Hirten mit apostolischer Weihe und Sendung hat, welche bevollmächtigt sind von dem Herrn als „Ausspender der Geheimnisse Gottes."

20. Bei den Protestanten ist außer der Taufe keine (sakramentalische) Gnadenspendung, da sie keine geistliche Hirten mit apostolischer Weihe und Sendung haben.

21. In der katholischen Kirche allein offenbart sich die volle Wirksamkeit des Evangeliums; denn in ihr allein treten uns Erscheinungen jener

großartigen Tugenden entgegen, die der höchste Glanzpunkt des praktischen Christenthums sind.

22. Die Verehrung und Anrufung der Heiligen, welche die katholische Kirche empfiehlt, ist ganz praktisch. Sie belehrt, erbaut, fordert zur Nachahmung auf. Eine solche Verehrung und Anrufung ist durchaus nicht gegen die Schrift.

23. Die Lehre von einem Reinigungsorte ist schriftgemäß und das Gebet für die Verstorbenen steht mit der Lehre der Bibel in keinem Widerspruche. (Wie trostreich ist es, für die Verstorbenen beten zu können; ich fühle es, so oft ich für meine selige Mutter bete!)

24. Jeder Mensch ist ein Sünder. Nach der Taufe kann der Christ Verzeihung seiner begangenen Sünden nur durch aufrichtige Buße und offenes Bekenntniß vor einem rechtmäßig geweiheten und gesendeten apostolischen Hirten erlangen.

25. Der Christ kann gute und verdienstliche Werke vollbringen, nicht als ob ein Werk an und für sich verdienstlich wäre, da wir in Allem nur thun, was wir zu thun schuldig sind, und überdieß jedes Werk von der Gnade begonnen und unter unserer Mitwirkung durch die Gnade vollendet wird; sondern verdienstlich nur um des unendlichen Verdienstes des Leidens und Sterbens unseres Heilandes willen, wegen dessen uns als Verdienst zugerechnet wird, was nur unsere Pflicht ist.

Dieses, theuerster Vater! ist die Ueberzeugung, die ich gewonnen habe, an die ich, wie der Schiffer im mächtigen Sturme den Mast umfaßt, mich fest anklammern zu müssen glaube im Sturme dieses irdischen Lebens. Meine Ruhe, meine Glückseligkeit finde ich in dieser Ueberzeugung nur allein.

Sprich selbst, kann, darf ich bei dieser Ueberzeugung Protestantin bleiben? Ich habe ja aufgehört, Protestantin zu seyn. Wie dürfte Deine Tochter unwürdig erscheinen der Denkart unserer Familie; und die edle Gesinnung der L***s erlaubt nicht, daß Eines ihrer Glieder anders sich zeige, als es denkt!

Ich stehe jetzt im Geiste vor Dir. Dein großes, lebensvolles Auge — es blickt nicht unwillig, es blickt mit gewohnter Güte auf mich. Du bist verwundert, daß ich irre werde an Deinem hochherzigen Sinne. Du schlägst Deine Arme um mich, drückst mich an Dein Herz und sprichst: Viktorine, meine Tochter! verkennst du so deinen Vater? Glaubst du, daß ich dich je stören könnte in Dem, worin du die Ruhe und die Glückseligkeit deines jetzigen und zukünftigen Lebens findest? Ich habe ja nur Ein Kind, und daß dieses glücklich sey — das allein muß ich wünschen. Es fällt deinem Vater schwer, daß du dein Glück in einem Glauben finden willst, den er mit dir nicht theilen kann, dem die Grundsätze seiner Familie stets feindlich entgegen traten; doch dem Glücke eines Kindes bringt ein Vater auch ein schweres Opfer.

Ja, lieber Vater! so sprichst Du, so — ich kenne Deine edle Gesinnung — mußt Du sprechen. Aber es ist auch nicht mein Rücktritt zur katholischen Kirche, zu der Kirche Altenglands, zu der Kirche unserer Ahnen, weßwegen ich Dich zu betrüben fürchte. Deinen Beifall wird der von mir gethane Schritt nicht haben, aber betrüben — wird er Dich nicht. Allein mit demselben ist noch ein anderer verbunden, der Deinem guten Vaterherzen näher gehen, der ihm vielleicht Betrübniß verursachen wird, die erste, die Dir Deine Tochter bereitet! O wie gerne hätte ich Dir auch diese erspart! Aber ich kann nicht. Zu laut, zu mächtig ruft eine Stimme in meinem Innern. Der Herr hat mich wunderbar mit dem Lichte der Erkenntniß seiner Wahrheit begnadigt und mich in

den Schoos seiner heiligen Kirche geführt: von nun an kann ich nur ihm allein angehören und nur ihm allein die Dienste meines Lebens weihen. Mit Freude entsage ich der Welt: nur von Deinem Herzen scheide ich mit Wehmuth — nicht um meinet-, sondern um Deinetwillen. Aber jede Minute, ja jeden Augenblick meines ganzen zukünftigen Lebens, den mir der Dienst in dem religiösen Orden, in den ich schon in wenigen Tagen eintreten werde, übrig lassen wird, will ich nur dazu benützen, meine heißesten Gebete zum Throne des Allmächtigen zu senden, daß der Herr Dein Herz beruhige und es Zufriedenheit finden lasse in dem Gedanken, daß Deine Tochter glücklich, ganz glücklich ist. Und dieses, bester Vater! werde ich wahrhaft seyn; würde es aber — ich fühle es lebhaft — in jedem andern Lebensverhältnisse gar nicht oder nur viel minder werden können. Darum, bester Vater! zürne nicht auf Deine Viktorine, die die zärtlichste Liebe einer Tochter Dir durch alle Tage ihres Lebens bewahren wird, die, wenn sie auch leiblich von Dir getrennt ist, doch täglich im Geiste bei Dir weilen und unaufhörlich beten wird, daß uns der allgütige Gott, der Vater der Gnade und Erbarmung, einst dort wieder ewig vereine, wohin meine gute Mutter uns schon vorausgegangen ist. Sie, welche Gott nach ihrem frommen Willen gerichtet haben wird, wird jetzt die Wahrheit im reinen Lichte schauen und sich des Entschlusses ihrer Tochter freuen.

Noch, lieber Vater! habe ich eine Pflicht gegen meine gute Gouvernante zu erfüllen. Wie man über meinen Schritt auch urtheilen mag, ihr muß ich das Zeugniß geben, daß sie, nachdem ich ihr meinen Entschluß entdeckt hatte, nichts unterlassen hat, was geeignet gewesen wäre, mich von der Ausführung desselben zurückzuhalten, wenn mich noch etwas hätte zurückhalten können. Sie bot die Kraft der Ueberredung, der Bitten und der Thränen auf. Lege daher ihr nichts zur Last, sondern glaube, daß Das, was geschehen ist, eine Fügung des

Himmels zu meinem Heile ist. Belohne die Gute für die Treue und Anhänglichkeit, die sie mir stets erwiesen hat, so, wie Du es selbst am angemessensten hältst. Die Familie des Cousin Steinheim hat mir viele Beweise einer aufrichtigen Liebe gegeben; auf meine Ueberzeugung und meinen Entschluß hat sie niemals einen direkten Einfluß geübt. Ich empfehle sie Deinem besten Wohlwollen.

Bester Vater, möge es Dir immer recht wohl ergehen! Möge Der, dessen Gnade ich so unaussprechlich viel Gutes verdanke, auch diese Bitte noch erhören und die Betrübniß lindern, die Du über die Trennung Deiner Tochter von Dir empfinden wirst! O wie außerordentlich selig wirst Du mich machen, wenn Du mir schreibst: „Meine Tochter, du bist glücklich — das beruhigt mich!“ — Ich empfehle Dich und alle Deine Tage, deren noch recht viele seyn mögen! — mit heißem Flehen in den Schutz des Höchsten und bete unabläßig für Dich. Lebe wohl, theuerster Vater! empfange nochmal den gerührtesten, den zärtlichsten Dank für alle Liebe und Güte, durch die Du Deine Tochter stets so glücklich gemacht hast. Gott lohne Dich reichlich dafür hier und dort! Lebe wohl — nicht zum letzten Male! Du wirst mir nicht zürnen, Dein edles Herz wird sich mir liebend aufthun — und ich werde Dir wieder und noch oft schreiben. Mein Glück wird dann ganz vollkommen seyn. Nochmal — lebe wohl! Zärtlich umarmt Dich Deine Viktorine, Deine glückliche Viktorine.“ —

Viktorine war durch die Unterredungen, welche der Canonikus mit dem Kaufmann aus Bremen, dann mit dem protestantischen Pfarrer und mit ihr selbst gehabt hatte, sowie auch durch Das, was sie aus den Erzählungen des Baron Steinheim vernahm, zur Ueberzeugung gekommen, daß nur die katholische Kirche die wahre Kirche Jesu sey, in der nur allein die volle christliche Wahrheit und die von Jesus angeordnete Heilsanstalt — d. h. eine wirksame Spendung der

hh. Sakramente — gefunden werden könne. Sogleich nach ihrer Ankunft in Paris suchte sie die Bekanntschaft eines durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Priesters der französischen Hauptstadt, und erbat sich den weiteren Unterricht desselben besonders in solchen Unterscheidungslehren, über welche sie noch nicht ganz im Klaren mit sich war. Bei der glühenden Liebe, von welcher die Lady für die Wahrheit beseelt war, und bei ihrem Eifer, selbst zu denken und zu forschen, war es dem Priester auch leicht, den kleinen Rest der Zweifel zu zerstreuen, den der frühere Unterricht und die in der Jugend eingeprägten Vorurtheile in der Seele Viktorinens noch zurückgelassen hatten. Einer ihrer Zweifel betraf den Vorrang des heiligen Petrus vor den übrigen Aposteln und den daraus abgeleiteten Vorrang der Nachfolger des Apostels Petrus vor den Nachfolgern der übrigen Apostel. Von Jugend auf hatte Viktorine, wie dieses im Protestantismus gewöhnlich ist, soviel von den „Gräueln des Papstthums" gehört, den Papst so oft als den „Antichrist" bezeichnen hören, daß sie schon vor dem bloßen Namen Papst und Papstthum einen gewissen Widerwillen empfand. „Meine Lady," sprach der Priester, „dieser Haß, den der Protestantismus vorzüglich gegen den Papst richtet, dieses volle Maß der Schmähungen, womit er den Mittelpunkt der kirchlichen Einigkeit überschüttet, diese leidenschaftlichen Ausbrüche, die wir bei Allen, welche von der Kirche abgefallen sind, wiederfinden, haben etwas Bedeutsames. Petrus in allen seinen Nachfolgern, also der Papst, ist der Fels, auf den Christus seine Kirche baute, auf dem sie unwandelbar feststeht und, der Verheißung des Herrn gemäß, ewig feststehen wird. Das Bestreben der Reformatoren war, die Kirche zu verrücken von jenem Standpunkte, auf den der Herr selbst sie gestellt, und da ihnen dieses nicht gelang und nicht gelingen konnte, so bauten sie selbst sich eine Art Nebenkirche auf einem ganz andern, nicht von dem Herrn angewiesenen,

sondern von ihnen gewählten, Standpunkte auf, und nichts ist natürlicher, als daß sie die Stelle, auf welcher die alte und apostolische Kirche steht, als eine so schreckliche und grausenvolle verlästern, daß die Ihrigen schon bei der Erinnerung an das Phantom, das sie dort erblicken, mit einer wahren Gespensterfurcht erfüllt werden, die sie über die schiefe Richtung, in welche sie in der Gemeinschaft der Reformatoren zu der apostolischen Kirche gekommen sind, beruhigt und sie desto sicherer abhält, sich mit Ruhe und Besonnenheit zu orientiren und in Folge dessen etwa zu der ursprünglich von dem Herrn eingeführten Ordnung zurückzukehren. Es läßt sich nicht läugnen, meine Lady! daß es Päpste gegeben hat, die sich grober Verbrechen schuldig gemacht haben. Allein das hat mit ihrer apostolischen Gewalt und mit ihrem priesterlichen Charakter nichts gemein. Die Religion bleibt wahr, wenn auch der, welcher sie verkündet, ein sündhafter Mensch ist, und die Wirksamkeit der apostolischen Vollmacht hängt nicht von der moralischen Beschaffenheit Desjenigen ab, der damit bekleidet ist. Man muß also die Päpste von dem Papst wohl unterscheiden. Jene sind Menschen und können fehlen; dieser ist der Nachfolger des heiligen Petrus und der von Jesus angeordnete oberste Hirt der Kirche. Die oberste kirchliche Gewalt des Papstes aber, verehrte Lady, fuhr der Priester fort, bedarf gewissermaßen gar keines Beweises. Sie ist eine geschichtliche Thatsache, die bis in die apostolischen Zeiten zurückdatirt, und die von den Protestanten trotz aller Hypothesen und unerwiesenen Behauptungen nicht wegraisonnirt werden kann. Wir sehen das Papstthum im Laufe der Zeit wohl äußerlich wachsen und an Glanz und Macht zunehmen; aber von seiner eigentlichsten Macht, dem apostolischen Oberhirtenamte, sehen wir keinen Anfang — darum nicht, weil dieses Oberhirtenamt schon gleich mit der Ausbreitung und den ersten Anfängen des Christenthums vorhanden war. Die plötzliche Entstehung einer

Macht in der christlichen Kirche, die nicht ursprünglich in ihrem Wesen begründet gewesen wäre, und die ihre Herrschaft auf einmal ohne Widerspruch von geistlicher und weltlicher Seite geübt hätte, wäre an und für sich eine Erscheinung, deren Lösung wohl die schwierigste Aufgabe in der Weltgeschichte seyn müßte.“ — Der Priester bezeichnete hierauf der Lady die Stellen der heiligen Schrift, welche auf den Vorrang des heiligen Apostels Petrus vor den übrigen Aposteln hinweisen, und machte ihr klar, daß, gleichwie die apostolische Macht der übrigen Apostel auf ihre Nachfolger übergegangen sey, so auch der apostolische Vorrang des Petrus das Erbe seiner Nachfolger habe werden müssen. Er führte dann Stellen aus den Vätern und Schriftstellern der ersten Kirche an, durch welche das oberste Hirtenamt des Papstes beglaubigt wird. Es war kaum mehr nöthig, der Lady auch noch die Nothwendigkeit desselben zur Erhaltung der kirchlichen Einigkeit darzustellen; die beigebrachten Beweise hatten bereits ihre letzten Zweifel getilgt, und sie brannte vor Verlangen, der Gemeinschaft der katholischen Kirche einverleibt zu werden und zum ersten Male in dem allerheiligsten Sakramente wahrhaft den Leib und das Blut ihres Heilandes als ein Unterpfand des ewigen Lebens zu empfangen.

Als sie ihren Entschluß dem Baron Steinheim mittheilte, war dieser, obgleich er auf keine Weise dabei thätig gewesen war, sehr überrascht und ungemein erfreut. Durch vielfältige Nachforschung war es ihm gelungen, den Aufenthaltsort des Marquis St** ausfindig zu machen. Ohne Viktorine etwas davon zu sagen, setzte er sich hin und schrieb ihm das Vorhaben der Lady, wodurch, wie er bemerkte, das Hinderniß, das ihrer Verbindung bisher im Wege gestanden wäre, gehoben und, wie er nicht zweifle, zwei durch gegenseitige Neigung sich angehörende Herzen glücklich werden dürften. Er bat, er be-

schwor daher seinen Freund, nach Paris zu kommen, und da das Weitere ihm, dem Baron, zu überlassen.

Nach einigen Tagen kam — nicht der Marquis, sondern ein Brief von ihm. Derselbe lautete:

„Ihr Briefchen, mein sehr werther Freund! hat mich recht sehr erfreut, obgleich ich überrascht bin, wie Sie meinen Aufenthaltsort herausgebracht haben, da ich hier in aller Stille lebe und nur zwei ganz vertraute Freunde in Paris von meinem Aufenthalte dahier wissen. Einer derselben, unser gemeinsamer Freund Duvivier, mag Ihnen wohl den Ort verrathen haben, in welchen ich mich aus dem Geräusche der Welt zurückgezogen habe. Wie sehr haben Sie mich durch die Nachricht von dem Vorhaben der Lady Viktorine L***, in den Schoos unserer heiligen Kirche zurückzukehren, erfreut! Gott stärke die Lady in diesem Vorsatze, dessen Ausführung für sie viele schwere Prüfungen und mannigfaltige Leiden zur Folge haben kann! Täglich werde ich Stärke und Ausdauer von Oben herab, vom Geber alles Guten, für sie erflehen.

Ihre unverkennbare Besorgniß für mein Glück und Wohlergehen, lieber Baron! hat mir lebhafte Gesinnungen der Dankbarkeit eingeflößt. Es hat allerdings eine Zeit gegeben, wo ich glauben durfte, das ganze Glück meines Lebens in einer Verbindung mit Lady Viktorine zu finden. Die zärtliche Neigung, die ich für die Lady hegte, hat sich seitdem in eine aufrichtige Hochachtung ihres edeln Sinnes und aller der ausgezeichneten Tugenden verwandelt, welche Alle, die sie näher zu kennen die Ehre haben, an ihr bewundern. Ich wünsche daher recht sehr und bitte Gott recht aufrichtig, daß er der guten Lady einen Gemahl zuführe, der dieser Tugenden würdig ist. Ueber mein Glück ist auf andere Weise entschieden. Ich werde fortan nur Dem leben, in dem wir „Athem und Daseyn haben," und alle meine Tage nur Dem widmen, der um unsers Heiles willen Mensch geworden ist und sein ganzes

Leben und selbst seinen letzten Athemzug noch dem Wohle der Menschen geweiht hat. Das Wort, das der göttliche Heiland zu dem reichen Jünglinge im Evangelium gesprochen: „Willst du vollkommen seyn, so gehe hin, verkaufe Alles, was du hast, und gib es den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben; und komm dann und folge mir nach!" *) und das dieser Jüngling unerfüllt gelassen hat, hat seitdem in unserer heiligen Kirche eine große Anzahl dennoch in Erfüllung gebracht. Es redet mit Allgewalt auch mir in die Seele. Wo der Herr ruft, darf man da widerstehen? Ich habe über mein Irdisches verfügt und übermorgen trete ich einem Ziele näher, für das ich mich schon seit längerer Zeit geprüft und vorbereitet habe, das seit den letzten Wochen der Mittelpunkt meines heißesten Verlangens ist: — ich werde in den Orden der Lazaristen eingekleidet. —

Vereinigen Sie, theuerster Freund! Ihre Gebete mit den meinigen, daß ich von dem Herrn würdig befunden werde des Werkes, das ich unternehme, und nicht als ein Baumeister erscheine, der, nachdem er schon angefangen hat zu bauen, erst die Kosten des Baues überschlägt und findet, daß sein Vermögen nicht ausreiche. **) Empfehlen Sie mich auch dem Gebete der Ihrigen und empfangen Sie dagegen die Versicherung, daß ich nie aufhören werde, Ihrer in meinem Gebete vor Gott zu gedenken. Gottes Gnade ergieße sich über uns reichlich und gebe uns steten Frieden! — St**."

Nicht lange darauf, nachdem der Baron diesen Brief von dem Marquis erhalten hatte, ging auch dem Canonikus ein Schreiben zu, nach dessen Durchlesung er in aller Eile Anstalten zu einer Reise traf, obschon Jahreszeit und Witterung für eine solche nicht günstig schienen. Baron Steinheim

*) Matth. 19, 21.

**) Luk. 14, 29—30.

hatte den Canonikus äußerst dringend eingeladen, nach Straßburg zu kommen, um da einer wichtigen Feierlichkeit beizuwohnen. Tag und Stunde der Feierlichkeit waren genau bestimmt. Der Canonikus richtete seine Reise so ein, daß er am Vorabende des Tages, an welchem die Feier Statt finden sollte, in Straßburg eintreffen konnte. Ein unerwarteter Aufenthalt, der sich nicht beseitigen ließ, verursachte aber, daß er erst am Morgen des für die Feier bestimmten Tages eintraf. Der Canonikus sprang aus dem Wagen und sah auf die Uhr. Es war nahe an 9 Uhr, und um 8 Uhr sollte die Feierlichkeit beginnen. Er ließ sich schleunig in die von dem Baron ihm genau bezeichnete Wohnung führen. Am Eingange derselben rief ihm schon eine Stimme entgegen: „Mein Herr! sind Sie der Canonikus N. aus Bayern?" „Ja, mein Herr! der bin ich!" antwortete der Canonikus. „Der Baron Steinheim hat Sie mit Sehnsucht erwartet. Er läßt Sie bitten, mir eilig zu folgen. Noch wird es Zeit seyn, einiges von der Feierlichkeit zu sehen. Wenn es Ihnen gefällig ist, mein Herr! Wir haben nur einige dreißig Schritte. Ihr Gepäcke wird unterdessen besorgt werden." In Reisekleidern, wie er war, eilte nun der Canonikus hinter seinem Führer her, als er sich unvermuthet von einem Manne angehalten sah, der ihm mit bekannter Stimme zurief: „Willkommen, Herr Canonikus, in Straßburg! Wie kommen Sie hieher?" Es war der Kaufmann aus Bremen, der den Canonikus so anredete. Dieser entschuldigte sich, daß die Eile, die ihn dränge, ihm jetzt unmöglich mache, Aufschluß zu geben. „Wollen Sie mir aber folgen," sprach er, „so will ich Ihnen nachher die Sache umständlich erklären." Dabei ergriff er den Kaufmann und zog ihn mit sich fort. Noch ein Paar Schritte und sie standen vor dem Eingange einer Kapelle, in welche sie, nachdem der Führer des Canonikus dem Portier einige Worte gesagt hatte, sogleich eingelassen wurden. Die Kapelle war von Andächtigen

ziemlich angefüllt. Im kirchlichen Ornate stand ein priesterlicher Greis auf dem Altare gegen das Volk gewendet und hielt eben eine Anrede. An den Stufen des Altars stand eine Jungfrau im weißen Kleide. Ein Kranz von Lilien und Myrthen umschlang ihr Haupt, von dem die blonden Locken auf die Schulter herab wallten. Es herrschte eine tiefe Stille. Diese nicht zu stören, wagten der Canonikus und der Kaufmann keinen Schritt mehr vorwärts. Schweigsam stehend horchten auch sie dem weiteren Vortrage des Priesters. Dieser sprach: „Groß, meine Freunde! außerordentlich groß ist die Forderung des Herrn: „Wenn Jemand mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz täglich auf sich und folge mir nach! Denn wer seine Seele retten will, der wird sie verlieren; wer aber seine Seele meinetwegen verlieren wird, der wird sie erhalten. *) Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht werth!" **) — Wer wird sie hören — diese Forderung? wer wird ihr Folge leisten? Bequemlichkeit und ein ruhiges Leben ist es, was der Mensch liebt; vor Entsagung und Beschwerde bebt seine sinnliche Natur zurück. Wie groß ist die Macht der Bande, welche Fleisch und Blut um uns schlingt! Wer hat Kraft genug, sie zu zerreißen, wenn sie ihn hindern, dem Herrn zu folgen? Wie groß und bezaubernd ist der Reiz des irdischen Besitzes! Wer ist stark genug, ihn mit der Last des Kreuzes zu vertauschen? Jener Jüngling im Evangelium vermochte es nicht, der doch von Jugend auf beflissen gewesen war, die Gebote Gottes zu beobachten. Zweifelnd sehen wir umher und fragen: Herr! wirst du wohl Nachfolger finden auf dem Wege deines Kreuzes? Wo finden wir den Helden, der es vermöchte — nicht einen an die Gränzen des Vaterlandes her-

---

*) Luk. 9, 23—24.
**) Matth. 10, 37.

stürmenden Feind, nicht ein mächtiges Kriegsheer, nein! sondern den Reiz der Welt und der eigenen sinnlichen Natur zu überwinden, um seinem Heilande nachzufolgen? Wo finden wir ihn, den Helden, der sein Leben um Jesu willen hingäbe, um durch ihn es zu erhalten? Nicht in euern Reihen soll ich ihn suchen, verkünden mir euere Blicke, meine Freunde! Wohin aber weiset ihr mich? Auf wem ruhen in diesem Augenblicke von Bewunderung voll Aller Augen? Wie — diese zarte Jungfrau, die im Kleide der Unschuld, den Kranz der Lilien um das Haupt, vor mir steht, sie wäre es, die den Muth eines Unternehmens hätte, vor dem die stärksten Männer zurückbeben? Wie, Sie, mein Fräulein! Sie, ein zartes Frauenzimmer, Sie hätten einen Sieg über sich errungen, wie die größten Helden aller Zeiten sich dessen nicht rühmen können? Gott, wie wunderbar und mächtig ist deine Gnade! —

Mein Fräulein! Sie sind recht eigentlich dazu geboren, um das zu seyn, was die Welt „glücklich" nennt. In der Blüthe des Lebens, voll jugendlicher Anmuth, stehen Sie vor mir. Hohe Geburt und ein reiches Erbe berechtigen Sie zu den frohesten Hoffnungen einer glänzenden Zukunft. Treten Sie in die Welt ein und sie thut sich vor Ihnen auf wie ein Garten, in welchem man auf alle Ihre Pfade Blumen streut. Unzählige sind beglückt, wenn sie zu Ihrem Glücke beitragen können; tausend Freuden werden ersonnen, um das Vergnügen Ihres Lebens zu erhöhen.

Und einer Welt so voll Reiz und Lust wollten Sie entsagen — verzichten auf eine Gunst des Glückes, wie sie nur Wenigen zu Theil wird? Wir stehen erstaunt! Sie wollen das Kreuz Ihres Heilandes mit diesen Ihren zarten Händen erfassen, die Ihnen doch nur gegeben scheinen, um Blumen zu pflücken? Auf Ihren schwachen Schultern wollen Sie eine Bürde tragen, vor welcher die Stärksten schon muthlos zurückgewichen sind? Sie wollen den rauhen Weg wandeln, den

Ihr Heiland gegangen, und es sind Ihnen doch allenthalben die breiten und geebneten Pfade der Freude geöffnet? Wie, mein Fräulein! haben Sie denn den ganzen Umfang Ihres Unternehmens ermessen? Sie treten heraus aus einer Welt, die mit Glück und Glanz Ihnen lächelt, um in der Abgeschiedenheit eines unbeachteten Hauses zu leben. Sie verlassen Ueberfluß und Reichthum, um in größter Einfachheit, ja in Armuth Ihre Tage zuzubringen. Sie entlassen Ihre Dienerschaft, um selbst eine Dienerin, ja eine Dienerin der ärmsten Klasse zu werden. Sie verzichten auf die weichen Kissen der Ruhe im väterlichen Palaste, um hier sich glücklich zu schätzen, wenn Sie auf harten Polstern ein Paar Stunden Erholung von dem beschwerlichen Dienste finden, dem Sie sich werden unterziehen müssen. Sie reißen sich los von dem Herzen eines zärtlich liebenden Vaters, der bereitet ist, Glück und Reichthum in Ihre Hände zu legen, und wollen hier ausschließend nur Dem leben, der für die Liebe, die Sie ihm weihen, Ihnen keinen andern Lohn in Aussicht stellt, als das Kreuz, das er selbst getragen, und die Mühseligkeit, der er sich selbst unterworfen. — Und einer solchen Entsagung wäre ein Weib fähig? Verwundern Sie sich nicht, wenn wir es kaum begreiflich finden! Auch wir werden uns nicht verwundern, wenn Sie in Ihrem Entschlusse wankend werden, wenn Sie sich zu schwach finden für eine solche Aufgabe und auch jetzt noch zurücktreten. Ich bitte, ich beschwöre Sie: Ueberblicken Sie noch einmal die dornenvolle, mühselige Bahn in ihrer ganzen Ausdehnung, welche zu betreten vielleicht zu rasch Sie beschlossen haben! Lassen Sie sich von keiner falschen Scham leiten! Niemand aus uns kann es überraschen, wenn Sie frei es aussprechen: Die Forderung ist für meine Kräfte zu groß — ich hatte gehofft, ihr folgen zu können; aber ich finde es dennoch zu schwer! — Sie schweigen? — Ueberlegen Sie, Mylady! daß die Forderung der Vollkommenheit nicht

an Alle gestellt ist. Auch mitten in der Welt, vom Glanze des Reichthums, von Glück und Freuden umgeben, können Sie selig werden. Ihre Lage in der Welt wird eine unabhängige seyn; desto ungestörter können Sie Gott dienen und an der Vervollkommnung Ihrer Tugenden arbeiten. Sie werden im reichlichen Besitze irdischer Güter seyn; desto weniger schwer ist es für Sie, sich mittelst des vergänglichen Mammons Schätze zu sammeln für das Himmelreich. Ihre Geburt hat Sie auf den Leuchter gestellt; in desto weiterem Kreise wird Ihr gutes Beispiel leuchten und auch Andern zur Nacheiferung dienen. Der Herr wird Sie glücklich machen durch einen Gatten, den er Ihnen zuführt, er wird Ihnen vielleicht liebliche Kinder schenken; sie werden die Freude Ihres Herzens seyn und Sie werden sie erziehen in aller Frömmigkeit, anleiten zu jeder Tugend und sie so dem Himmel zuführen.

Mylady, treten Sie zurück, und wir werden mit Ihnen auf die Kniee niedersinken und Gott bitten, daß er Ihre Frömmigkeit auch mitten in der Welt, auch bei irdischem Glanz und Reichthum stärke, daß seine Gnade Sie stets geleite, daß er Ihre Tugend stets wachsen lasse, daß Ihr gutes Beispiel fruchtbar werde, daß er am Ende der Tage die Krone der Herrlichkeit Ihnen reiche! —

Und Sie bleiben unerschüttert? Sie wanken nicht? — Nun weiß ich nichts mehr zu sagen, wodurch ich Sie von Ihrem Vorsatze zurückbringen könnte. Wohlan denn — so werde Ihr Verlangen erfüllt!“

Hier hielt der Priester inne. Drei barmherzige Schwestern traten jetzt zu der am Fuße des Altars stehenden Jungfrau. Eine derselben richtete die Worte an sie: „Ist es euer ernster Wille, Schwester! der Welt zu entsagen und dem Herrn allein anzugehören?“ „Es ist mein ernster Wille und mein einziges Verlangen,“ antwortete fest eine Stimme, bei welcher der

Kaufmann aus Bremen den Canonikus staunend betrachtete, denn die Stimme schien ihm eine bekannte. „So entsage auch aller Eitelkeit der Welt und zum Zeichen dessen opfere willig die Zierde deiner Haare!“ sprach die barmherzige Schwester weiter, indem sie mit einer Scheere die herabwallenden Locken der Novizin abschnitt. Während diese jetzt niederknieete, traten die beiden andern Schwestern an sie hinan und bedeckten ihr Haupt mit dem Schleier.

Hierauf fuhr der Priester fort: „Laßt uns, meine Freunde! vor Allem preisen den Herrn, unsern Gott, dessen Gnade sich mächtig zeigt in den Schwachen, der seine Weisheit vor den Klugen und Weisen dieser Welt verborgen, den Kleinen sie aber geoffenbart hat. Preis sey dir, himmlischer Vater, und Lob und Dank, weil es dir also wohlgefällig war! Dir aber, liebe Schwester! werde Heil, reiches Heil! Die Gnade des Herrn bestärke und vollende in dir, was sie gewirkt hat! Empfange nun, liebe Schwester! aus meinen Händen das Kreuz mit dem Bildnisse unseres Erlösers. Laß es von diesem Augenblicke an deinen unzertrennlichen Gefährten seyn. Betrachte es oft, betrachte es jeden Tag, jede Stunde, damit es dich erinnere, welches Erbtheil du dir gewählt hast. Die Welt versteht dein Handeln nicht, sie kann es nicht verstehen. Sie wird es einmal Thorheit, ein anderes Mal wird sie es Schwärmerei nennen. Du aber, gute Schwester! du weißt, was du gethan hast, und Der, den dieses Bild am Kreuze hier vorstellt, Er versteht dich und kennt deinen Willen.

Schwester! auch Stunden des Kampfes werden dir bevorstehen. In solchen Augenblicken erfasse das Kreuz und richte deine Betrachtung darauf! Erinnere dich dann, daß es der Kreuzesweg ist, den du zu wandeln gelobt, und daß Prüfungen, Leiden und Mühseligkeiten die einzigen Liebesgaben sind, die der Herr Denen spendet, die ihm auf diesem Wege folgen. Er, der dir den Muth gab, sein Kreuz auf die

Schulter zu nehmen, wird dir auch die Kraft der Ausdauer verleihen, daß du es zum Ziele tragest. Glückseliges Ziel, das dir entgegenwinkt, wenn du deinen Lauf vollendet, wenn du den Kampf siegreich bestanden hast! Wie herrlich wird die Verheißung des Herrn sich an dir erfüllen! Ja — Vieles, nein, Alles hast du verlassen um Jesu willen, einen geliebten Vater, treue, aufrichtige Freunde, Reichthum, Glanz und ein weichliches Leben: Der aber, dem du es zum Opfer gebracht, wird es dir hundertfältig vergelten und obendrein das ewige Leben dir ertheilen. *) Ich bewundere, ich lobe, ich segne deinen Entschluß. Viel Theueres hast du hingegeben, das Theuerste, deines Heilands Liebe, hast du gefunden; das vergängliche Gut dieser Welt hast du zum Opfer gebracht, die unvergängliche Herrlichkeit jener Welt wird dir werden. Das Opfer ist schwer — aber, Heil dir! unaussprechlich wird auch der Lohn seyn. —

Weltmensch, dir steht hier kein Urtheil zu! Christ, erbaue dich an dieser Seelengröße! Jungfrau, Gott sey mit dir! Meine Freunde, laßt uns beten!" —

Nach dieser Rede wendete sich der Priester zum Altar, wurde mit Manipel und Casel bekleidet und begann die heilige Messe, während welcher die eingekleidete Novize, umgeben von den drei Schwestern, auf einem Betschemel knieend andächtig betete. Nach der Communion hielt der Priester wieder inne. Zwei weißgekleidete junge Frauenzimmer führten ein drittes in ihrer Mitte zum Altare. Dort knieete das letztere an der untersten Stufe nieder, der Priester wendete sich zu ihm und hielt eine kurze Anrede. Er sprach zu der Jungfrau von der Gnade, die sie zur Erkenntniß des wahren Glaubens und zur Vereinigung mit der Kirche Jesu geführt und von dem Glücke, das ihr nun zu Theil werde, durch den Empfang

---

*) Matth. 19, 29.

des heiligsten Sakramentes auch die innigste Vereinigung ihrer Seele mit ihrem göttlichen Erlöser feiern zu dürfen. Er reichte ihr hierauf die heilige Communion, die nach ihr auch die Novize empfing. Als das erstere Frauenzimmer in der Mitte ihrer beiden Begleiterinnen wieder an ihren früheren Platz zurückkehrte, erkannte der Canonikus in ihr mit freudigem Ueberraschen — Friederike von Steinheim. Nach geendigter Messe drängten sich Viele der Anwesenden an die neueingekleidete Schwester, um ihr Glück zu wünschen. Auch der Canonikus blieb nicht zurück; denn obwohl er die Novize nicht vom Angesichte hatte sehen können, so hatte er doch keinen Zweifel mehr, daß Viktorine es sey, welche den Schleier empfangen hatte. Viktorine war bei seinem Anblicke freudig erstaunt. Sie begrüßte ihn mit freundlichem Lächeln und drückte ihm ihre Rührung und ihren Dank für einen solchen Beweis der Theilnahme aus. Auch der Kaufmann aus Bremen näherte sich der nunmehrigen Schwester Viktorine, verneigte sich aber bloß, ohne ein Wort zu reden. „Wie, auch Sie sind hier?" fragte Viktorine. „Sie sehen," sprach sie darauf, „der Herr Canonikus ist im Siege geblieben." —

Als sie sich hierauf entfernten, hatte der Kaufmann keine weitere Lust, den Canonikus zu fragen, in welcher Absicht er nach Straßburg gekommen sey. Er bemerkte nur, daß ihn selbst Unterhandlungen mit einigen Geschäftsfreunden aus Genf in die Hauptstadt des Elsasses geführt hätten, daß er sich noch einige Tage aufhalten werde und hoffe, daß er während derselben Gelegenheit finden würde, den Canonikus nochmal zu sehen und zu sprechen.

Vor der Thüre der Kapelle erwartete der Baron Steinheim den Canonikus. Er begrüßte ihn mit einer herzlichen Umarmung und sprach seine Freude aus, daß der Canonikus doch noch rechtzeitig eingetroffen sey, um Zeuge des feierlichen Aktes zu seyn, den er in seinem Briefe geflissentlich nicht

näher habe angeben, sondern den Canonikus bloß habe ahnen lassen wollen. Eben so herzlich wurde der Canonikus auch von der Familie des Herrn von Steinheim aufgenommen, bei welcher sich auch, aber weniger zufrieden, die Gouvernante befand.

Der Canonikus versprach, einige Tage zu verweilen. Schon am nächsten Tage wurde der Baron durch einen unvermutheten Besuch überrascht. Ein Fremder ließ sich bei ihm einführen, der sich alsbald als Lord L***, Viktorinens Vater, zu erkennen gab. Seine erste Frage war nach seiner Tochter. Bei der Nachricht Dessen, was vorgegangen war, zeigte er sich gefaßter, als man erwartet hätte. Er fragte, ob er Viktorine nicht noch einmal sehen könnte? Als man ihm sagte, daß er dieses könne, so oft es ihm beliebe, war er sehr erfreut, und schickte sich sogleich an, den Besuch zu machen. Viktorine, durch Steinheim davon benachrichtigt, kam ihrem Vater bei seinem Eintritte in das Sprechzimmer im Ordenskleide entgegen. Der Lord stürzte an den Hals seiner Tochter, und vergoß Thränen. Viktorine weinte mit ihm und wiederholte, daß sie, wenn ihr Schritt ihrem Vater Schmerz verursacht habe, diesen ihm nicht habe ersparen können. Lord L*** versicherte, daß er zufrieden sey, wenn er wisse, daß sich seine Tochter glücklich fühle.

Viktorinens Vater wollte noch einige Zeit in Straßburg verweilen. In der Familie Steinheim fühlte er sich täglich heimischer. Endlich setzte er den Baron in kein geringes Staunen durch die Erklärung, daß er, da er nun ganz allein in der Welt stehe, sich entschlossen habe, nochmal eine Lebensgefährtin sich zu wählen. Würde Friederike seine Hand nicht ausschlagen, so sey er bereit, ihr mit derselben sein ganzes Vermögen anzubieten. Sollte, setzte er bei, das Fräulein Anstoß nehmen an unserer Confessionsverschiedenheit, so können Sie ihr die Versicherung geben, daß auch dieses Hinderniß

in Kurzem beseitigt seyn wird. Ich kann es nicht anders glauben, als daß Das, was der männliche Verstand und das edle Herz meiner Viktorine als wahr erkannt hat, auch wirklich die Wahrheit seyn müsse, und der Glaube meiner Tochter soll fortan auch der meinige seyn. Steinheim verständigte von diesem Antrage zuerst seine Gemahlin und Beide theilten ihn dann Friederiken mit. Diese unterwarf sich recht gerne dem Wunsche ihrer Aeltern und gab ihre Einwilligung. Viktorine war entzückt, als ihr der Baron die Kunde davon hinterbrachte; sie sah sich dadurch der einzigen irdischen Sorge, die sie noch hatte, der Sorge über die einsame Stellung im Leben, in die sie ihren Vater durch ihren Eintritt in den Orden der barmherzigen Schwestern versetzt hatte, entledigt. Bald darauf begab sich Lord L*** in Begleitung der Familie Steinheim und der Gouvernante nach Rom. Während der Osterzeit legte er dort das katholische Glaubensbekenntniß ab und wurde kurze Zeit darnach mit Friederike getraut. Gegenwärtig ist er mit seiner Gemahlin auf der Rückkehr nach London begriffen, wohin ihm seine Schwiegerältern folgen, da der Baron sich dazu verstanden hat, bei der englischen Gesandtschaft in Paris seine Entlassung einzugeben, um die Administration der weitläufigen Güter des Lords zu übernehmen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg
ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beckedorff, L., an gottesfürchtige protestantische Christen. Worte des Friedens und der Wiederversöhnung. 1s und 2s Wort. gr. 8. à 1 fl. 36 kr. od. 1 Thlr.

Die histor. politischen Blätter sagen in einer ausführlichen Besprechung über dieses Werk unter Anderm: „Der Name „Beckedorff" hat vor einigen Jahren durch alle Echo's der Presse wiederhallt. Wer erinnert sich nicht des Aufsehens, das die plötzliche Entlassung dieses ausgezeichneten Mitgliedes der Medizinal-, Kirchen- und Unterrichts-Sektion des Ministeriums des Innern zu Berlin wegen seines Uebertrittes zur katholischen Kirche damals hervorgebracht? — — — Wir wollen, statt noch weiter zu conferiren, vielmehr mit dem wiederholten Ausdrucke unsers angelegentlichsten Wunsches schließen, daß Katholiken und Protestanten das Buch fleißig lesen möchten, Jene um den Irrthum zu bekämpfen, Diese um die Wahrheit kennen zu lernen."

„Durch das ganze Werkchen beweist der hochverehrte Hr. Verfasser seine gründliche Kenntniß der kathol. und protestant. Religion, und es stellt sich deutlich heraus, daß ihm die Religion ein wahrhaftes Herzensbedürfniß sei, daß er die Lehre der kathol. Kirche mit klarem tiefsinnigem Geiste erfaßt habe, und daß sie bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen sei, so daß er Katholik ist aus vollster selbstbewußter Ueberzeugung, Katholik mit Leib und Seele. — — Wir stehen nicht an zu behaupten, daß, was Möhler's Symbolik für das gelehrte Publikum ist, diese Friedensworte für alle gottesfürchtigen Laien seyn können und seyn werden." Schles. Kirchenbl. 1841. Nr. 88.

Bonald, H. v., das Verfahren der katholischen Kirche bei der Canonisation ihrer Heiligen. Aus dem Französischen von P. Müller. 8. 1841. geh. 24 kr. od. 6 gr.

So klein das vorstehende Werkchen an Umfang ist, so wichtig ist es doch sowohl für Katholiken als auch Protestanten; die Ersteren werden den ihnen durch Erziehung von Jugend an beigebrachten Gegenstand in seiner wahren Größe erblicken, und die Letztern von ihren Vorurtheilen geheilt werden. — Eine ganz vorzügliche Zugabe, die Jedem erwünscht seyn muß, ist diese, daß dem Werkchen ein Auszug aus dem seltenen, umfangreichen Werke des hl. Vaters Benedikt XIV. über das Verfahren der kathol. Kirche bei der Heilig- und Seligsprechung angehängt ist.

Brenner, Dr. Fr., System der katholischen speculativen Theologie. (Dogmatik.) 1r Band. Auch u. d. Titel: Fundamentirung der katholischen speculativen Theologie. gr. 8. 1837. 4 fl. od. 2 Thlr. 12 gr.

— — dasselbe. 2r Band. 1ste—4te Abtheilung. Auch u. d. Titel: Construction der katholischen spekulativen Theologie. 1ste—4te Abtheilung. gr. 8. 1837—38. 8 fl. od. 5 Thlr.

Wir machen statt weiterer Empfehlung auf eine Rezension aufmerksam, welche sich von dem berühmten Gelehrten Dr. v. Drey in

der theolog. Quartalschrift (Tübingen 1838. 1s Heft. S. 83.) befindet, wo es unter Anderm heißt: „Die Erscheinung der dritten Auflage der Brenner'schen Dogmatik ist ein Beweis der Verbreitung und des vielfachen Gebrauchs, den dieß Werk wegen mancher Vorzüge mit Recht gefunden hat. — — — Ich schließe diese Anzeige mit der gerechten Anerkennung der nicht ermüdenden Bestrebsamkeit, womit der gelehrte Verfasser den Fortschritten der Wissenschaft folgt, und den vielen gründlichen und lichtvollen Entwicklungen, die er uns in dieser neuen Ausgabe seines Werkes geschenkt hat."

Buchfelner, S., Geschichte der Religionslehre Jesu Christi bis auf unsere Zeiten, für die reifere Jugend und alle Gläubige als Hilfsbuch zum gründlichen christlichen Unterrichte. 8. 1837. 1 fl. od. 15 gr.

„Referent ist keine Schrift bekannt, welche den für unsere Zeiten so nöthigen Beweis, daß in der kathol. Kirche über den Primat, das Meßopfer, die heil. Sakramente in den ersten christl. Jahrhunderten eben so gelehrt wurde, wie in unsern Tagen, so gemeinfaßlich, gründlich und in solcher Kürze führt. Man hat hier einen geschichtlichen Katechismus." Religionsfreund. 1837. 11s Heft.

Cölibat, der. Mit dem Motto: *Δοκῶ δέ κἀγὼ πνεῦμα Θεοῦ ἔχειν.* 2 Abtheil. gr. 8. 1841. geh. 3 fl. 12 kr. od. 2 Thlr.

„Dieses Werk darf unbedenklich als eine der interessantesten neuern Erscheinungen im Gebiete der kirchlichen Literatur bezeichnet werden. Nachdem eine Schaar von Neuerern in der katholischen Kirche selbst seit geraumer Zeit mit allen möglichen Waffen gegen den Cölibat zu Felde gezogen, tritt hier ein Protestant, und zwar ein verheiratheter protestantischer Laie, auf, und sucht durch die hellste und vielseitigste Beleuchtung dieses Gegenstandes die vieler Orten herrschend gewordenen verkehrten Vorstellungen über dieses wichtige Institut der katholischen Kirche zu berichtigen, und dasselbe sowohl aus dem innersten tiefsten Wesen dieser Kirche hervorgegangen darzustellen, als auch in andern Beziehungen gegen unbegründete Vorwürfe zu rechtfertigen. Begeistert für die höchsten Ideen der christlichen Kirche, und mit Ehrfurcht von dem Gebäude der katholischen Kirche erfüllt, so daß man oft versucht sein möchte, ihn für einen Angehörigen derselben zu halten, ausgerüstet mit ungewöhnlicher Belesenheit in der theologischen und politischen, wie in der schönen Literatur, doch fern von jeder Pedanterei eines Stubengelehrten, vielmehr überall den unbefangensten Blick in Anschauung der wirklichen Verhältnisse des Lebens und eine reiche praktische Erfahrung beurkundend und kein Freund zurückhaltender Rede, behandelt er seinen Stoff auf eine Weise, daß die Schrift einem Jeden, der für solche Untersuchung irgend Interesse hat, eine zugleich unterhaltende und belehrende Lectüre gewährt, und daß sie von Niemanden, der darüber noch ein Wort mitsprechen will und nicht absichtlich der Wahrheit ausweicht, ungelesen bleiben darf. Die Schrift zerfällt in drei Hauptabschnitte, von denen der erste das Geschichtliche der Frage behandelt, der andere das Für und Wider in Beziehung auf den freiwillig erwählten ehelosen Stand überhaupt erwägt, und der dritte davon, welcher die

zweite Abtheilung ausmacht, die Untersuchung über den ehelosen Stand der Geistlichen insbesondere enthält."

Das hier Gesagte, Urtheil eines gelehrten Mannes, wird durch eine ausführliche Rezension in den histor. polit. Blättern von Philipps und Görres vollkommen bestätigt.

Dokumente zur Geschichte, Beurtheilung und Vertheidigung der Gesellschaft Jesu. Aus dem Französischen übersetzt von einem katholischen Priester der Erzdiözese München-Freising. 1ste Liefr. I.—IV. Dokument. Mit 1 Stahlstiche. gr. 8. 1841. geh. 54 kr. od. 14 gr.

— — dasselbe. 2te Lieferung. V.—VIII. Dokument. gr. 8. 1841. geh. 54 kr. od. 14 gr.

„Die Leser der kathol. Stimmen erinnern sich vielleicht noch der interessanten Aufsätze über die Aufhebung des Jesuiten-Ordens, welche im Jahrgange 1840 dieser Zeitschrift mitgetheilt worden sind. Der Einsender derselben, nunmehr Priester in der Erzdiözese München-Freising, hat es nun auf sich genommen, vorstehende ursprünglich in französischer Sprache erschienene, ausführlichere Dokumente dem teutschen Lesepublikum vorzuführen. Das Unternehmen ist kein verdienstloses; denn über den großen Orden, der eine welthistorische Bedeutung gewonnen hat, sind die Stimmen noch jetzt getheilt, und er zählt selbst unter den Gebildetsten und Gelehrtesten eben so sehr seine Feinde als seine Freunde. Dem unparteiisch Forschenden, dem es lediglich um Wahrheit zu thun ist, der gleich weit entfernt ist, aus Leidenschaft und Parteigeist unbedingt zu loben oder zu verdammen, muß daher jeder literarische Beitrag willkommen seyn, der Licht über das Wirken der Söhne des heil. Ignatius und über den Grund oder Ungrund der gegen sie erhobenen Anklagen verbreitet und dadurch die Möglichkeit an die Hand gibt, sich über die merkwürdigste Communität, die in der Kirche gegründet worden ist, ein sicheres, auf offenbare und klare Thatsachen sich stützendes Urtheil zu bilden. Einen solchen Beitrag liefern die vorliegenden Dokumente auch wirklich. Was die äußere Form dieser Schrift betrifft, so zeigt der Hr. Uebersetzer eben so viel Geschick zum Uebersetzen, als Gewandtheit in seiner Muttersprache, so daß er durch einen fließenden und kräftigen Styl ebenso sehr anspricht, wie man seinem ausgezeichneten Fleiße die gebührende Anerkennung zuertheilen muß." Kathol. Stimmen. 1841. 8s Heft.

Erziehung, die, im Geiste des Christenthums. gr. 8. 1839. Druckvelinpap. 2 fl. od. 1 Thlr. 6 gr.

„Dieses Werk mit so einfachem Titel, ohne Vorrede, das einen von der kathol. Kirche mit hoher Würde bekleideten Geistlichen zum Verfasser haben soll, hat des Referenten Ueberzeugung ganz eigenthümlich angesprochen. Es enthält nämlich wirklich die Grundzüge einer christlichen, d. h. kathol. kirchlichen Erziehung in einfacher, aber glaubenswarmer Darstellung." Sion 1841. Nr. 7.

„Der Erziehung der Zeit setzt der ungenannte Verfasser dieser Schrift die Erziehung im Geiste des Christenthums entgegen; er zeigt die auffallenden und verderblichen Mängel der Erziehung jetziger Zeit, und deutet hiermit schon an, was zur Verbesserung dieses Uebelstandes Noth thue; dann aber weist er auf die Erziehung hin, die das Wohl

der Menschheit fordert, und die nur auf der Grundlage des wahren Christenthums möglich ist. Er entnimmt zu diesem Zwecke aus den Beispielen unserer heiligen Voreltern die Grundzüge eines Erziehungssystems, um der Vergangenheit dasjenige abzulernen, was für Gegenwart und Zukunft nützlich und nothwendig ist. Er gibt hiebei sehr gesunde und beachtenswerthe Vorschläge, Mahnungen, Rügen und Winke, die von Vorurtheilfreien gewiß gebilligt, von Befangenen aber um so mehr getadelt werden dürften, weil sie dem Geiste unserer Zeit eben nicht sehr zusagen." Schles. Kirchenbl. 1839. Nr. 49.

Göschl, Dr. J. M., geschichtliche Darstellung des großen allgemeinen Concils zu Trient. 2 Abtheil. gr. 8. 1840. 3 fl. 48 kr. od. 2 Thlr. 9 gr.

Ein hochgestellter Kirchenprälat, der selbst ein Gelehrter ist, fällt über dieses Werk folgendes Urtheil: „Je weiter ich las, desto mehr gefiel mir die Darstellung; sie ist nicht nur im kirchlichen Sinne gegeben, sondern auch schön, klar und gründlich und enthält in kurzem Inbegriffe, was anderwärts zu weitläufig und darum ermüdend vorgetragen wird."

— — über das göttliche Recht des christlichen Landesherrn. Eine Festrede. gr. 8. 1839. geh. 8 kr. od. 2 gr.

Götz, G. J., das Ereigniß von Köln in seinen nächsten Folgen betrachtet. gr. 8. 1839. geh. 24 kr. od. 6 gr.

— — sechs Fastenpredigten, im hohen Dom zu Würzburg gehalten und auf mehrseitiges Verlangen dem Drucke übergeben. Inhalt: Ueber die Bekehrung. Ueber den Tod. Ueber das Gericht. Ueber Hölle und Himmelreich. Ueber die Schmerzen Mariens. (Am Feste Mariä Verkündigung.) Ueber den Rückfall. gr. 8. 1841. geh. 36 kr. od. 9 gr.

— — der Freiherr von Wiesau, oder die gemischte Ehe. Ein Seitenstück zu Bretschneiders „Freiherr von Sandau." Mit einem Rückblicke auf die Schrift: „Die gemischten Ehen," von Chr. Fr. von Ammon. 2te Aufl. gr. 8. 1839. geh. 1 fl. 21 kr. od. 20 gr.

„Was Bretschneider in seiner unredlichen Weise der katholischen Kirche aufgebürdet hat, das weist der „Freiherr von Wiesau" mit aller Entschiedenheit und allseitig begründeter Defensive der Kirche zurück. Die Kölner Sache, die gemischten Ehen, der Primat des Papstes, die absolute Nothwendigkeit, daß nur Eine Religion die wahre seyn kann, die Vertheidigung Bayerns gegen Bretschneiders ungerechte Vorwürfe, das geschäftige protestantische Streben, die neueren Revolutionen der katholischen Kirche aufrechnen zu wollen, weil diese Revolutionen in katholischen Staaten stattgefunden hätten ꝛc. dies Alles hat der Hr. Verfasser mit großer Klarheit, bündiger Kürze und schlagender Ueberzeugung behandelt." Religionsfreund. 1839. 5s Heft.

Götz, G. J., zur Vertheidigung der katholischen Kirche gegen die königl. preußische Religion. Eine Paraphrase der Predigten des Dr. Marheineke in Briefen. gr. 8. 1839. geh. 54 kr. od. 14 gr.

„— Und so ist denn Einer von uns, der bekannte Verfasser des „Freiherrn von Wiesau" aufgetreten und hat die Mühe nicht gescheut, in einer Fundgrube von Lästerungen, Verdrehungen und aus Absicht oder Unkenntniß hingestellten, falschen Anschuldigungen und Behauptungen hervorzuwühlen, um die Lüge in Wahrheit umzusetzen. Die Predigtform war ihm zu heilig, als daß er sie zur Controverse gebrauchen sollte, darum wählte er die Briefform. Es wird dem Gange des Marheinekeschen Machwerkes entsprechend gehandelt:

1. Von der Berechtigung der kathol. Kirche. 2. Von der christl. Freiheit. 3. Vom Einflusse des kathol. Glaubens auf das Wohl der Völker, und 4. von der Rechtfertigung durch den Glauben und die Werke. Die Schrift ist aller Empfehlung werth, so bedauerlich es ist, daß solche Schriften geschrieben werden müssen." — Sion 1839. 6s Heft.

Herbst, Dr. F., Antwort auf das Sendschreiben eines Gliedes der evangelischen Kirche an den Verfasser der Schrift: die Kirche und ihre Gegner. Ein Beitrag zur Charakteristik der neuesten protestantischen Polemik. 8. 1833. 36 kr. od. 9 gr.

— — die Kirche und ihre Gegner in den drei letzten Jahrhunderten. Eine katholisch-christliche Bekenntnißschrift. 8. 1833. 2 fl. od. 1 Thlr. 6 gr.

„Die Grenze einer bloßen Anzeige erlaubt uns nicht, auf das Einzelne einzugehen, und seine Trefflichkeit zu entwickeln, wir verschieben dieß für eine größere Rezension dieses Buches, die wir an einem andern Orte zu geben gedenken; aber es ist unsere Pflicht, der Wahrheit Zeugniß zu geben, und alle diejenigen, die eine in jeder Beziehung tiefe und gelungene Darstellung dieser wichtigsten Interessen des Geistes überhaupt wünschen, auf die Schrift des Herrn Dr. Herbst hinzuweisen. Wir kennen Weniges dieser Art, was sich ihr ebenbürtig an die Seite setzen ließ." Katholik. 1833. 3s Heft.

Jacoby, F. K. Joel-, Kampf und Sieg. gr. 12. 1840. geh. 48 kr. od. 12 gr.

(Vorläuferin der ausführlichen Bekehrungsgeschichte des Verfassers.)

„Joel-Jacoby, ein Jude, der schon vor längerer Zeit so sehnsuchtsvoll schmachtete nach dem Heile der Erlösung, der dann durch einen Widerstreit der verschiedenartigsten Elemente sich glücklich bis zur vollen Christusüberzeugung hindurcharbeitete; — er tritt in diesem Buche, welches ein Vorläufer seiner ausführlichen Bekehrungsgeschichte seyn soll, als Bekenner des Kreuzes auf, und um seiner innern Freude und Glückseligkeit sich im jetzigen Gnadenstande recht klar bewußt zu werden, führt er sich noch einmal — aber mehr in Herzensergießungen als in kaltberechnenden Auseinandersetzungen — seinen Kampf und Sieg vor Augen. Was der Jude suchte, was der Katechumene ahnete, was der Katholik, der mit treuer Liebe an seiner Kirche hängt, jetzt fühlt — dies findet man in dem genannten Buche aufgezeichnet, der Bekehrte will dabei seine Worte nur als ein demuthvolles Scherflein betrachtet wissen, das er zu den Füßen des kathol. Altars niederlegt." Schles. Kirchenbl. 1840. Nr. 4.

Kunstmann, Dr. F., die gemischten Ehen unter den christlichen Confessionen Deutschlands geschichtlich dargestellt. gr. 8. 1839. 1 fl. 30 kr. od. 22 gr.

„Der Verfasser vorliegender Schrift hat sich ein großes Verdienst damit erworben, daß er die Frage, welche gegenwärtig die Zeit bewegt, in geschichtlicher Darstellung so klar erörtert hat, daß es Niemanden schwer fallen kann, die wichtigsten Resultate daraus zu ziehen; diese Frage betrifft die gemischten Ehen. So viel gediegene Arbeiten darüber bereits zu Tage gefördert wurden, so vermißte man doch noch eine aus den Quellen geschöpfte Erörterung auf dem historischen Boden des deutschen Kirchen- und Staatsrechts. Diese Lücke ist nun ausgefüllt: Herr Dr. Kunstmann hat von der sogenannten Reformation an, bis auf die neueste Zeit herab, die confessionelle Stellung hinsichtlich der gemischten Ehen verfolgt und beleuchtet, auch die wichtigsten päpstlichen Instruktionen über diesen Gegenstand beigebracht.“ Sion. 1839. 1s Heft.

„Es ist sehr zu wünschen, daß die mit großem Forschungsfleiße verfaßte und mit vielen trefflichen Bemerkungen ausgestattete Schrift des Herrn Dr. Kunstmann eine allgemeine Verbreitung finden und von Protestanten und Katholiken beherzigt werden möge.“ Katholik v. Weis. 1839. 10s Heft.

Soll die Scheidewand unter Katholiken und Protestanten noch länger fortbestehen? Oder: Ueber die Beweggründe der Reformation und der Rückkehr zur katholischen Kirche. Ein Wort der Liebe an Alle, welche die katholische Kirche nicht kennen oder gar mißkennen. (Von A. Hille.) 4te, ganz umgearb. Ausg. von S. Buchfelner. 8. 1839. 1 fl. 12 kr. od. 18 gr.

„Daß dieses herrliche Büchlein des hochwürdigen Hrn. A. Hille, Bischof zu Leitmeritz, welches nun seit 22 Jahren schon manchem wahrheitsliebenden Protestanten an's Herz gesprochen und angeerbte Vorurtheile benommen hat, neu aufgelegt wurde, ist sehr zeitgemäß und erfreulich. Nichts, was aus Hille's Feder floß, ist ausgeschieden, selbst sein Motto, so wie der schöne Schlußaufruf ist beibehalten.“ Sion. 1839. 9s Heft.

„Der Herausgeber hat das Werkchen mit Beiträgen aus Wiseman und de Maistre bereichert, wodurch diese vierte Auflage an Brauchbarkeit sehr gewann. — Die Darstellung ist höchst einfach, verständlich und populär.“ Timotheus v. Häglsperger. 1840. 4s Heft.

Stark, J. A., Triumph der Philosophie im achtzehnten Jahrhunderte; oder Geschichte der Verschwörung des Rationalismus gegen Religion und Kirche, Fürsten und Staaten, zum Verständnisse des revolutionären Zustandes von Europa im neunzehnten Jahrhundert. Neu bearbeitet von S. Buchfelner. gr. 8. 1834. 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.

„Wir können dem neuen Herausgeber einer Schrift, die seit vielen Jahren fehlte und vielmals sehnlichst verlangt wurde, nur Dank

wissen, daß er sich zu diesem Unternehmen entschloß; dabei ist zu bemerken, daß man bei dieser Auflage Alles wegließ, was in entfernterer Beziehung zu ihrer Tendenz steht, theils um den Ankauf zu erleichtern (der Preis der ersten Auflage von 1803 war 8 fl. 24 kr. od. 4 Thlr. 16 gr.), theils um den katholischen Standpunkt, aus dem die Thatsachen gewählt und geordnet sind, in ein helleres Licht zu setzen, damit man zugleich auch solche mit gründlicher Ueberzeugung beurtheilen könne. Vieles, was sich im Laufe der Zeit ereignete, wurde gehörigen Orts eingeschaltet, und wir können nicht umhin, das gesammte Publikum auf diese interessante Erscheinung besonders aufmerksam zu machen. — Selbst Cardinal Pacca erwähnt von diesem Werke in seinen Memoiren auf eine ausgezeichnete Weise. S. Sion. 1835. 1s Heft.

Stimmen, katholische, ein Archiv des Interessantesten und Vorzüglichsten aus dem kirchlichen Leben und aus der kirchlichen Literatur. (Herausgegeben von Dr. G. J. Götz.) 1r Jahrg. 1839. Juli — Dezember. 6 Hfte. Mit Titelvign. gr. 4. Velinp. n. 2 fl. od. 1 Thlr. 8 gr.
— — dasselbe. 2r Jahrg. 1840. Januar — Dezember. 12 Hfte. Mit Titelvign. gr. 4. Velinp. n. 4 fl. od. 2 Thlr. 16 gr.
— — dasselbe. 3r Jahrg. 1841. Januar — Dezember. 12 Hfte. Mit Titelvign. gr. 4. Velinp. n. 4 fl. od. 2 Thlr. 16 gr.

Weltgeschichte, allgemeine, mit besonderer Berücksichtigung der Kirchen- und Staatengeschichte bis auf unsere Zeiten, für alle Stände. 1r Bd.: Geschichte des Alterthums. Mit 1 Stahlst. gr. 8. 1 fl. 21 kr. od. 20 gr. 2r u. 3r Bd.: Geschichte des Mittelalters. 2 Bde. Mit 2 Stahlst. 3 fl. 21 kr. od. 2 Thlr. 4 gr. 4r u. 5r Bd.: Geschichte der neueren Zeit. 2 Bde. Mit 2 Stahlst. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr. 6 gr. 6r Bd.: Geschichte der neuesten Zeit und vollständiges Register erscheinen bis Juli 1842.

„Der Verfasser dieser allgemeinen Weltgeschichte sucht dem schon lange gefühlten Bedürfnisse einer möglichst engen und genauen Verbindung der Kirchen- und Staatengeschichte abzuhelfen, und die in den meisten Geschichtswerken enthaltenen vielen absichtlichen Entstellungen und Irrthümer, besonders in der Vorstellung der kirchlichen Begebenheiten möglichst zu berichtigen, wobei er es verschmäht, durch absprechenden, anmaßenden Ton, durch Wortschwall und einen scheinbar glänzenden Styl, wie etwa von den Gegnern der katholischen Kirche geschieht, sich Eingang zu verschaffen, sondern vielmehr durch eine anständige, ruhige Haltung in der Darstellung der wahren Thatsachen dem Irrthume und der Lüge begegnet, so daß er nur berichtiget und belehrt, nicht aber anfeindet und aufregt. — Das Werk ist ganz im katholischen Geiste geschrieben." Religionsfreund. 1840. 6s Hft.

„Wir haben dieses vortreffliche Geschichtswerk, welches unter den neueren wegen seines kirchlichen Geistes einen vorzüglichen Rang einnimmt, schon mehrmals nach Verdienst gelobt und empfohlen u. s. w." Schles. Kirchenbl. 1841. Nr. 33.

Förster.Buchb.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Götz, Georg Joseph,

Viktorine, oder die Kraft des Glaubens ein Seitenstück zu Dr. Bretschneider's Schrift: 'Clementine'

Regensburg 1842

Polem. 1152 mb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10773902-5